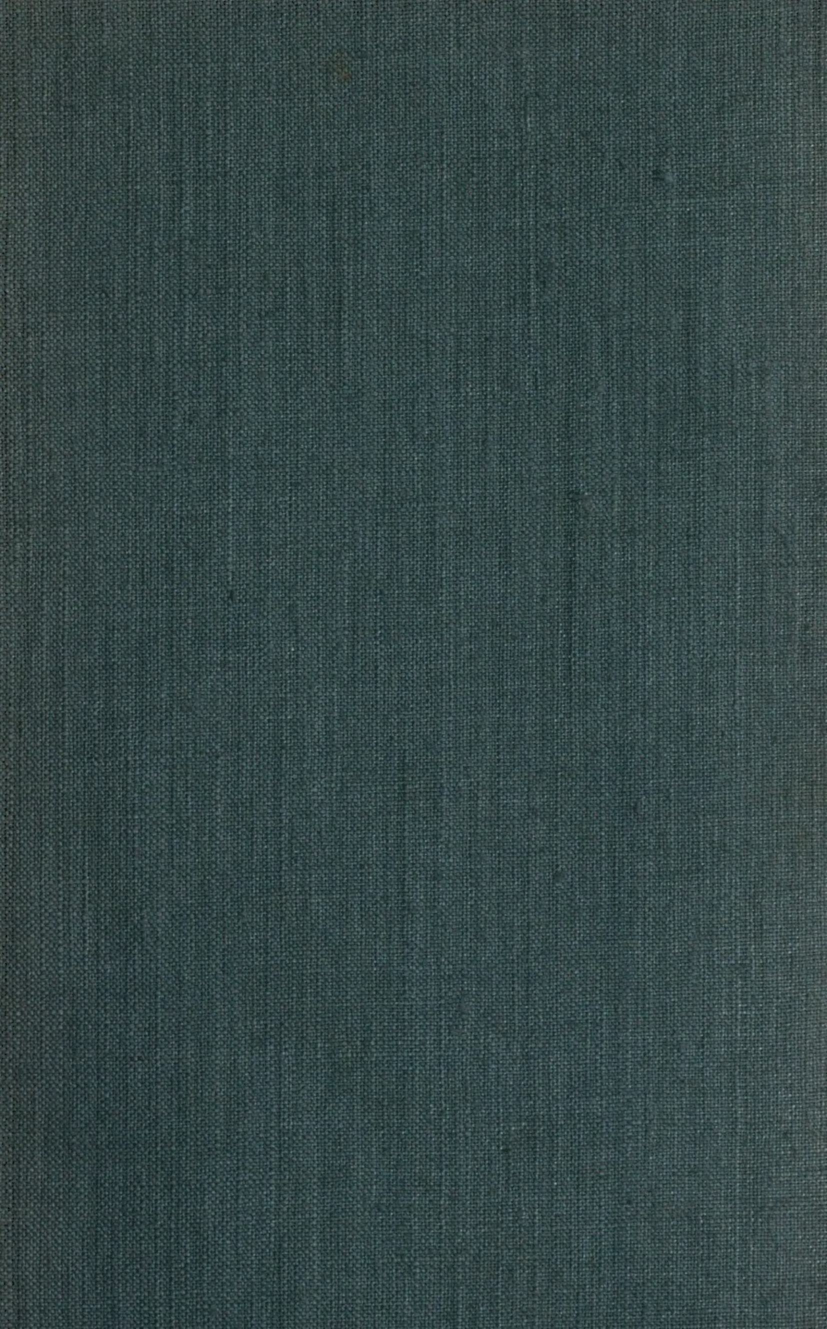








John Henry Mackay

Gesammelte Werke

Fünfter Band

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

Erster Band:

Gedichte

Zweiter Band:

Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte

Dritter Band:

Kinder des Hochlands — Helene — Sturm

Vierter Band:

Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang

Sechster Band:

Zwischen den Zielen

Siebenter Band:

Der Schwimmer

Achter Band:

Die Anarchisten

Diese Gesamt-Ausgabe wurde im Sommer des Jahres 1911 in der Buchdruckerei von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckt. Davon wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem van Gelder (in acht Ganzlederbänden gebunden zu 120 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Verfasser numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Treptow bei Berlin, Kiefholzstraße 186 zu beziehen sind.

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

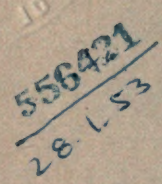
In acht Bänden

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht

und

Albert Schnells Untergang



Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Die letzte Pflicht

und

Albert Schnells Untergang

Eine Geschichte in zweien

Von

John Henry Mackay

Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Die letzte Pflicht

Eine Geschichte ohne Handlung



1.

Ein Brief war für ihn angekommen. Er empfing selten Briefe. Und dieser war dazu noch aus Berlin.

Die kleine Frau drehte ihn hin und her und suchte sich einzureden, die Handschrift der Adresse, diese Handschrift weise männliche Linien auf. Aber es gelang ihr nicht: es waren die Züge einer groben, ungeübten Frauenhand, gewöhnlich und sinnlich, welche alle Jahre einmal die Feder zwischen die Finger nahm.

Seufzend legte sie den Brief hin und sah nach der Uhr. — O dieses Berlin —! Immer war es ihre geheime Sorge gewesen, ihr Mann könne in den langen Jahren, in denen er vor ihrer Verheiratung dort als Student und Stundenlehrer gelebt, diesen großen Sumpf nicht so unberührt durchschritten haben, wie er behauptete.

Ihre Unruhe ließ erst nach, als sie ihn sah, wie er abgearbeitet und still aus seiner Schule kam. Da mußte sie sich selbst schämen.

Er öffnete den Brief sofort, ohne sich erst zu setzen, las ihn und schüttelte den Kopf, las ihn wieder, und der Ausdruck der ratlosen Hilflosigkeit, welchen sie so gut kannte, legte sich über sein Gesicht. Da hielt es sie nicht länger. Er gab ihr den Brief.

— Herrn Albert Schnell, Volksschullerer in A...., Pommern. Da ich doch sonst Niemanden weiß und sie doch der einzigste sind der hir helfen kan und Karl doch immer von Sie gesprochen hat, so bite ich sie doch ser ach kommen sie doch her wen Sie kennen. Und weil er doch immer so gut zu mir gewesen ist und hat gesagt ich sollte ihn beerben und nicht das As der Alte, auch ein Brief ist da für sie, den sol ich an sie abgeben aber kan es doch nicht wen sie nicht komen ach so komen Sie doch den auf die Polizei kan ich doch nicht gehen da ich doch keinen Schein nicht mehr habe und weiß ich nicht was ich anfangen sol und auch sonst ist niemand da den ich fragen kan es ist schon sechs Tage daß er fort gegangen ist von mir es grüßt sie achtungsvol

Paula Lindermann.

Sie verstand kein Wort. Aber er hatte den Namen Karl gelesen —: nur einen Menschen gab es in ganz Berlin, der ihn noch nicht vergessen hatte: sein Freund Karl Bergmann. Er mußte es sein, von dem dieser blödsinnige Brief sprach.

Sein erster Gedanke war, daß er nun hin müsse. Und sein zweiter: daß er dazu Urlaub nötig habe. Noch nie hatte er Urlaub genommen. Ein radikaler, alter Spötter am Stammtisch der „Krone" hatte einmal von ihm behauptet, so tief säße preußisches Knechtsbewußtsein in seiner Seele, daß er nur deshalb nie krank sei, weil er dann seine Schule zu versäumen genötigt sei. Aber man hatte es dem alten Herrn nicht geglaubt, denn er war etwas heruntergekommen.

Das Ehepaar überlegte sehr lange zusammen, und das Essen wurde fast unberührt vom Tische getragen. Dann zog der Mann seinen schwarzen Rock an und holte sich zwei oder drei Tage Urlaub — von Dienstag morgen bis Donnerstag abend. Er wurde ihm auch gnädigst bewilligt, obwohl der Herr Lokalschulinspektor deshalb aus seinem Mittagsschlafe aufgestört werden mußte. Seine Frau hatte unterdessen den grauen Leinwandkoffer gepackt, meist voll unnützer Dinge, und tapfer mit ihren Tränen gekämpft.

Um drei Uhr ging der Zug. Es war keine Zeit zu verlieren. Der junge Lehrer küßte seinen großäugigen Jungen, der nicht verstand, daß sein Papa ihn verlassen wollte, und sein blasses, kleines Weib und mit ihr in Gedanken das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, und eilte so schnell, als die Last des Koffers es ihm erlaubte, zur Bahn.

*

Er war nie wieder in Berlin gewesen, seit er es nach bestandener Prüfung verlassen hatte und nach Pommern geschickt worden war. Der Grund war ein sehr einfacher: seine bescheidene Besoldung erlaubte ihm keine Extravaganzen und das Wenige, was er von ihr erübrigen konnte, verwandte er auf den Ankauf eines Geschenkes für seine Frau — ein Küchenschrank, weiß und blau gemalt, war ihr größter Wunsch gewesen — und einiger Bücher für sich. So hatte er den Gedanken schon fast aufgegeben, Berlin in seinem Leben überhaupt noch einmal wiederzusehen.

Und nun saß er doch in dem Coupé dritter Klasse — glücklicherweise fast allein — und war bereits eine halbe Wegstunde von seinem neuen Heimatorte entfernt.

Noch hatte er keinen klaren Gedanken fassen können. Dazu war alles viel zu schnell gegangen. Ja, fast hätte er vergessen, die neuen Ersparnisse des letzten Jahres zu sich zu stecken, welche sein Reisegeld waren.

Ob er überhaupt recht getan hatte, seiner ersten, durch die Bestürzung über den Brief entstandenen Regung nachzugeben? — Wer war diese Paula Lindermann, von der er nie etwas gehört hatte? —

Es geschah für Karl. Gewiß, es mußte ihm etwas zugestoßen sein. Vielleicht konnte er ihm noch helfen; vielleicht war er — schon tot ... Er mochte nicht daran denken und mußte es doch immer wieder. Nun, dann wollte er die letzte Pflicht an ihm erfüllen.

Wild und stürmisch drangen diese Gedanken auf ihn ein — so stürmisch, daß er sich über ihre Furchtbarkeit noch nicht klar war: Unfall oder Tod? — In diesen ersten Stunden der Bestürzung und des schnellen Entschlusses drohten sie nur.

Die Schmerzen fühlte er noch nicht.

Es geschah in jedem Falle für Karl, daß er reiste, den einzigen Freund seiner langen, einsamen Berliner Lehrjahre, welche er hungernd und vollkommen verschüchtert auf seiner Stube im vierten Stock des nördlichen Ostens oder während seiner Privatstunden in den Wohnungen der Eltern seiner Schüler verbracht hatte. Karl war es gewesen, der ihn zuweilen besuchte; der ihm in den schlimmsten Tagen von seinem reichlichen

Verdienst als Stenograph aufnötigte; der ihn zuweilen mitnahm — Sonntags auf den Spandauer Bock oder in einem Kremser auf die „Heide“, Wochentags in die eine oder andere Versammlung, in ein Theater, wenn auch nie in eine andere Gesellschaft, als seine eigene; Karl — ja, Karl — für den hätte er sein letztes Hemd gegeben, wenn er es verlangt hätte . . . Außer Weib und Kind ging ihm nichts über Karl.

Von dem blinden Wunsche beseelt zu helfen und in der trotz aller Sorge und Bangnis geheimen Freude über die Gelegenheit hierzu, war ihm noch gar nicht klar geworden, wie und wobei er denn eigentlich helfen wolle, und mit erschreckender Deutlichkeit hörte er plötzlich wieder die ängstliche Stimme seiner Frau: „Aber der Brief hat ja gar keine Adresse — weißt du denn, wo sie wohnt? —“

Was hatte er überhaupt für einen Anhaltspunkt, als Karls letzte Adresse, die schon über ein Jahr alt war? — Die allerdings wußte er auswendig — noch sein letzter Brief war unter ihr abgegangen. Das war aber auch alles; es war daher zweifelhaft, ob Bergmann noch dort wohnte, denn sein Freund liebte es seit je, von einer Gegend Berlins in die andere zu ziehen und stets möglichst große Entfernungen zwischen die alte und neue Wohnung zu legen.

Wald, Wiesen, Felder und schwirrende Telegraphenstangen flogen unter einem hellgrauen Frühlingshimmel an ihm vorüber, und immer schwerer wurde sein Herz.

Er saß gerade, ohne sich anzulehnen, und starrte durch das schmutzige Fenster.

Dann kamen die ersten Sterne und die ersten Lichter, die Stationen mehrten sich, an denen er vorüberhuschte, bekannte Namen, die sein Blick streifte, flogen durch sein Gedächtnis, Häuser, hohe, rußige Gebäude, Straßenfluchten folgten, über die es hinwegging in rasender Eile und betäubt, verwirrt stolperte er, als die Tür aufgerissen wurde, durch die dröhnende Halle des Stettiner Bahnhofes.

Er war wieder in Berlin.

*

Er war wie betäubt. Er war in Berlin!

Er stand nun vor dem Bahnhof. Ein Kutscher schrie ihn an und ein Bursche suchte ihm den Koffer aus der Hand zu reißen. Er wehrte sich aber.

Als es etwas stiller um ihn geworden war, ging er über die Straße hinüber und bat in einem Gasthof, in dessen Flur es nach dem Dunst der Küche roch, um ein „kleineres" Zimmer. Man wies es ihm gleichgültig an; es war ein abscheuliches Loch im dritten Stockwerk und es kostete zwei Mark. Er fand den Preis hoch, aber er wagte nichts zu sagen und er war nun schon einmal da.

Bald ging er aus. Er war vollständig mutlos und konnte keinen Entschluß fassen. In seinem Kopf wirbelte alles durcheinander, und wie hätte er jetzt die Straßennamen auf den Schildern der Pferdebahnwagen auseinanderhalten sollen! Fragen mochte er nicht. Doch schlug er die Richtung nach der letzten Wohnung seines Freundes ein, die sein einziger Anhaltspunkt war. Er ging die Invalidenstraße hinunter.

Das schmutzige Wasser in den ausgefahrenen Gleisen der Pferdebahn glitzerte, beschienen von den Lichtern der Laternen; die Menschen stießen, drängten, hasteten an ihm vorüber — aber kein einziger kümmerte sich um ihn; ein großes Gebrause war in der Luft, es fiel auf ihn nieder, aber nicht drohend und schreckend, sondern es umgab ihn mit alten, mit alten, merkwürdig bekannten Tönen, die ihm nicht fremd waren, die er kannte. Und er erkannte sie wieder — noch keine hundert Schritte war er gegangen, als plötzlich das Gefühl der Beklemmung von ihm abfiel und ein ganz anderes Empfinden ihn durchzog: die Empfindung der alten, vollen Sicherheit der früheren Zeit, und es war ihm, als seien es nicht sieben Jahre, sondern sieben Tage her, daß er fort gewesen. Der alte Zauber der Großstadt machte ihn wieder widerstandslos zu seinem Gefangenen und er gab sich ihm hin mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Freude und Stolz darüber, daß er ihn noch verstand.

Sie war wieder sein, die große Stadt. Nun hatte er Auge für alles. An dem großen Kreuzungspunkt blieb er sogar minutenlang stehen mit der ruhigen Gleichgültigkeit der Sicherheit.

Er verspürte plötzlich Hunger. Er ging auf das große Gebäude zu, dessen Fassade von den enormen Ballons mit weißem Lichte überschüttet wurde und ohne Scheu vor dem pompösen Namen der „Pracht-Säle" trat er ein.

Still setzte er sich in die äußerste Ecke unter dem letzten Bogen an den letzten Tisch, an dem wegen seiner unbequemen Lage noch niemand Platz genommen.

Zum erstenmal seit zehn Stunden dachte er nicht an den Zweck seiner Reise. Allerlei Erinnerungen, nichtige, kleine Erinnerungen an die alten, mühsamen Jahre, waren in ihm wach, und bitter gestand er sich, daß jene Jahre dennoch schöner gewesen waren, als die der ärmlichen Behäbigkeit auf dem pommerschen Dorfe. Berlin hatte ihm gefehlt, die großen, gleichgültigen Entfernungen, und die vielen, fremden, gleichgültigen Menschen — nun wußte er es. Hätte er lieber hier weiter gehungert! Jetzt war es zu spät. Jetzt war er gebunden.

Trüb und traurig starrte er vor sich hin und es schien ihm, als hätte er sie nicht mehr lieb, seine einfache Frau und sein stilles Kind. Nie hätte er es für möglich gehalten, daß er anders in der Entfernung an sie denken könne, als mit der Sehnsucht, wieder bei ihnen zu sein. Nun war es doch so und er erschrak vor sich selbst, als er sah, wohin seine Gedanken gegangen waren.

Hastig aß er weiter.

Es war so warm und gemütlich in diesem hohen Raum, und die Stimmen der Menschen vermischten sich zu einem Surren und Schwirren, welches gedämpft wurde durch die hohen Wölbungen des Saales. Es lag etwas Einschläferndes in diesen unaufdringlichen Lauten, aus denen sich nur zuweilen der lautere Ruf nach einem Kellner oder das Aneinanderstoßen der klirrenden Gläser abhob. Man brauchte nichts zu verstehen, wenn man nicht hinhörte. Und er hörte nicht hin.

Doch das Gefühl der Einsamkeit ergriff ihn von neuem. Weshalb saß er hier, und aß und trank, statt

die Pflicht zu erfüllen, derentwegen er hierhergekommen war? — Schlaffer, energieloser Mensch, der er war! Wenn er von der Bahn direkt, ohne sich umzusehen, nach Karls Wohnung gegangen wäre, war es denn so unmöglich, daß sie beide jetzt hier schon zusammen saßen, einander gegenüber, wie früher so oft! — Daß all seine Befürchtungen schon in nichts zerronnen waren und sein Hierherkommen sich wendete zu einem fröhlichen, lieben, und nach so langer Trennung wohlverdienten Wiedersehen?

Er war ein Stück Sanguiniker. Und so glaubte er nun, es sei gar nicht anders möglich, als daß er ihn hätte treffen müssen, frisch und gesund in seiner Wohnung, wenn er ihn nur aufgesucht hätte.

Aber war es denn schon so spät? — Zwar — es war nach neun, aber wie oft hatten sie sich nicht früher noch später besucht, um noch eine Weile zusammenzusitzen vor dem Schlafen.

Und so sollte es auch heute sein. Er wollte jetzt noch hin, um ihn zu holen.

Und dann — welche Überraschung, welche Freude, wie viel gutmütiger Spott über den Angstmeier, der sich durch den dummen Brief eines Frauenzimmers, das er los werden wollte und deshalb nicht mehr besuchte, so in Schrecken setzen ließ!

Er sah seinen Freund wieder: den kurzen, zottigen Bart, die weiße Hand, die nervös in ihm wühlte, die scharfen, von dem Klemmer auf dem Nasenbein eingedrückten roten Linien, das kluge schnelle Auge, welches immer auf der Lauer lag nach einer Dummheit oder einer Lächerlichkeit der Menschen . . .

Ja, er wollte einmal wieder recht fröhlich sein mit ihm zusammen! Es war so schön, froh zu sein, und so lange schon war er es nicht mehr gewesen. Über alles würden sie miteinander reden, was er in diesen sieben Jahren nur zu sich selbst hatte sagen dürfen in diesem armseligen Nest, wo er lebte, wie in der Verbannung. Und vielleicht würde er denn auch wieder etwas neuen Lebensmut fassen, den er dort ganz verloren hatte und neue Pläne machen für eine andere Zukunft, als die einer überfüllten Schulstube, voll Dunst und Schmutz und bäuerischer Dummheit ...

Aber fort, fort! Es war genug Zeit verloren! Nicht eine Minute länger!

Er ließ die Gabel sinken, mit der er in dem kaltgewordenen Fleische herumstocherte, und in seiner großen Unruhe stand er auf, um selbst den Kellner herbeizuholen, den er hastig bezahlte. Und hastig fragte er den Polizisten an dem großen Kreuzungspunkt nach der Lage der Straße, welche er suchte, hastig gab er dem Kutscher den Auftrag. Es war eine Extravaganz, daß er eine Droschke nahm. Aber es geschah ihm recht.

Als er im Wagen saß, merkte er, wie wieder das alte, schwere Gefühl wuchtig auf seine Brust fiel, aber er wollte es nicht wahr haben ...

Doch eine große Hast ließ von nun an nicht mehr von ihm.

*

Der Wagen fuhr nicht sehr lange.

Er mußte sich die Treppen hinauftasten. Als er im zweiten Stockwerk rechts geklingelt hatte, wurde ihm sogleich geöffnet. Ein kleines Mädchen trat in die Tür.

— Mutter! rief es und eine Frau, ein Kind auf dem Arm, zwei andere an den Kleidern, kam.

Herr Bergmann, ja gewiß, der habe hier gewohnt, aber er möge doch näher treten.

Sie stieß die Tür zur Küche auf, wo die Kinder eben über ihrem Essen gesessen hatten. Ein müder Mann hockte neben dem Herde, in Arbeiterkleidung, und war fest eingeschlafen. Die Frau wollt ihn aufrütteln: „Mann, wach' doch auf," aber Schnell hielt sie zurück. Neugierig drängten sich die Kinder um ihn, besonders das älteste Mädchen hing an seinen Lippen.

— Er wohnt nicht mehr hier? fragte er noch einmal.

— Ach du lieber Gott, nein, er wohnt nicht mehr bei uns ...

— Und wissen Sie auch nicht, wohin er gezogen ist?

— Doch, als er von uns fort ist, das war im vorigen Sommer, ist er nach der Hagelsbergerstraße Nr. 70 drei Treppen gezogen. Aber da wohnt er auch nicht mehr. Denn er hat uns doch einmal besucht seitdem — Mariechen, weißt du nicht, wann er uns besucht hat?

— Am zwanzigsten September hat er uns besucht, Mutter, sagte das Kind lebhaft.

— Ja, es war im September, da hat er uns gesagt, er wohne jetzt wo anders.

— Hat er denn nicht gesagt, wo?

— Nein, antwortete das Kind wieder.

Der Fragende sah nachdenklich nieder. Die andern Kinder saßen wieder an dem Holztische und der Mann schlief weiter.

— Er hat die Kinder so gern gehabt, besonders unser Mariechen, und wir würden auch so gern wissen, wo er jetzt ist. Sie suchen ihn wohl? fragte die Frau.

Schnell nickte nur.

Dann meinte er: — Man könnte in der alten Wohnung nachfragen . . .

Das Mädchen drängte sich noch näher und die Frau hatte offenbar Lust, den Fremden, der einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, zum Sitzen zu nötigen und mit ihm ein langes und breites über ihren früheren Chambregarnisten zu sprechen. Aber Schnell wandte sich bereits zum Gehen. So sagte sie nur noch, während sie ihr Jüngstes von einem Arm auf den andern hob, da es anfing, sich zu regen: „Ach Gott, war das ein guter Herr, der arme Herr Bergmann! Aber er hat gar keine Ruhe mehr gehabt, auch bei uns nicht, und da ist er wieder fort, und halten konnten wir ihn doch nicht —"

— Ich danke Ihnen, sagte Schnell, — entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so spät noch gestört habe . . .

— Bitte, bitte, wenn es nur was genützt hätte, aber wir wissen ja selber gar nichts von ihm —

— Mariechen, leuchte doch dem Herrn hinunter, fügte sie hinzu, — es ist ja ganz dunkel auf der Treppe —

Das Kind begleitete den Besuch die Treppe hinab, sorgsam mit der Vorflurlampe jede Stufe beleuchtend. Es war ein kleines, blondes Mädchen, sauber und mit klugen Augen.

— Du hast wohl Herrn Bergmann sehr gern gehabt?

— Ach ja, er war ein so guter Herr, und die Tränen kamen dem Kinde, — wenn wir doch nur wüßten, wo er ist —

Schnell strich ihm über den Scheitel.

— Nun sei nur ruhig, ich werde ihn schon finden. Sie waren unten.

— Und Sie sagen ihm, er solle uns doch einmal besuchen, nicht wahr, das vergessen Sie nicht —

— Nein, das vergesse ich sicher nicht, mein Kind, du sollst sehen, er kommt schon in ein paar Tagen zu dir . . .

Aber er glaubte selbst nicht, was er versprach. In diesem Augenblicke hatte er das ganz deutliche Gefühl, daß weder er, noch dieses Kind den Vermißten je wiedersehen würden: es war ein innerlich trauriges Gefühl, — schmerzlicher als jenes, welches nun schon den ganzen Tag auf ihm lastete, — das ihn befiel, und er eilte, fortzukommen.

— Gute Nacht, mein Kind. Er gab dem Mädchen die Hand.

Er stand wieder auf der Straße. Was sollte er nun beginnen? — Er sah nach der Uhr. Es war fast zehn. Die Hagelsbergerstraße lag am Kreuzberg. Unmöglich, noch heute abend dorthin zu kommen und irgendeine Auskunft zu erlangen.

Er seufzte und ging mechanisch die Straße hinunter. Und so ging er weiter. — Wie er an diesem Abend zum Stettiner Bahnhof, wie er in sein Hotel und in sein Zimmer gefunden, darüber nachzudenken hatte er in den nächsten Tagen keine Zeit, und als er in späteren es sich klarzumachen versuchte, hatte er es vergessen.

2.

Am nächsten Morgen gegen acht Uhr stand er zum Ausgehen fertig. Er war während des Ankleidens innerlich mit jeder Minute erregter geworden. Das Frühstück hatte er fast unberührt stehen lassen.

Was sollte er heute erfahren?

Eins war ihm sicher: er mußte ihn jetzt finden und sollte er acht Tage suchen. Er mußte Gewißheit haben.

Zunächst also wußte er einzig und allein die Wohnung, wo Karl vor etwa einem halben Jahre gewohnt, und welche er schon wieder verlassen hatte.

Also dorthin. Sie lag am Kreuzberg und er war am Stettiner Bahnhof. Er erkletterte das Dach eines Omnibus und fuhr fast dreiviertel Stunden, — immer dem Süden zu, die halbe Friedrichstraße hinunter, über die Linden hinüber, welche noch kahl und öde dalagen, am Anhalter Bahnhof vorbei, und immer noch weiter.

Da wurden während der Fahrt doch oft seine Gedanken abgelenkt, wenn er so vieles wiedersah, was er seit Jahren nicht mehr gesehen, und so vieles, was ihm ganz neu war . . .

Es war ein wunderbarer Tag. Die erste Frühlingssonne lag mit ihrer milden Wärme auf den Häusern und Straßen. Es war überall wie ein Aufatmen. Die

Luft war hell, rein und duftig, und am Himmel schaukelten sich ganz kleine, weiße Wolken.

Der junge Lehrer blieb die ganze Strecke auf seiner Höhe. Zuweilen sah er auf, so als der schwerfällige Wagen sich dem Ziele näherte und der Kreuzberg den Abschluß einer Straßenflucht seinem Blicke bildete.

Der hat seine zehn Pfennige auch abgefahren, dachte der Kondukteur, als er ihn an dem Endpunkt heruntersteigen sah. Er mußte dem Fragenden noch Auskunft geben.

Immer noch weiter nach Süden . . .

Schnell fand bald Straße und Haus. Nr. 70 war eine große Mietskaserne. Drei möblierte Zimmer waren in ihr zu vermieten neben vielen Wohnungen. Aber drei Treppen links nichts.

Der Suchende setzte oben den dünnen Ton einer elektrischen Klingel in Bewegung. Er hörte schlürfende Schritte. Die Tür öffnete sich ein wenig und eine mürrische Stimme fragte durch den dünnen Spalt, wer da sei.

Ob hier nicht ein Herr Karl Bergmann wohne? —

Die Tür wurde wieder zugeschlagen und die Schritte entfernten sich wieder.

Er stand unschlüssig. Dann klingelte er an der anderen Seite. Diesmal wurde die Tür ganz geöffnet und er stand vor einer hübschen, jungen Frau in sauberem Morgenkleide.

Dieselbe Frage. Nein, sie vermieteten nicht.

— Aber drei Treppen links habe ganz bestimmt vor einem Jahre ein Herr Bergmann gewohnt —

— Links sei dort ... Es wurde mit einem etwas spöttischem Lächeln gesagt und der Lehrer ärgerte sich über seine eigene Frage.

Dort habe er soeben geklingelt, aber er habe überhaupt keine Antwort bekommen.

Ein Achselzucken. Ja, dann — — Vielleicht frage er einmal beim Vizewirt: im Hof links, im Keller, Schuhmacher Wieske.

Im Hofe mußte er Stufen hinabsteigen; er stieß sich den Hut ein, als er die Tür öffnete. Das erste, was er erkennen konnte, war ein aufgewühltes Bett, in welchem eine offenbar kranke menschliche Gestalt zusammengekauert lag. Dann sah er in die Gesichter von drei Männern, welche sich ihm zuwandten — ein älterer und zwei jüngere: man hörte sofort auf zu arbeiten. Schnell wandte sich an den Meister, der das Leder aus seiner Hand fallen ließ, an welchem er schnitt.

Der Raum war nicht so breit, daß ausgespannte Arme seine Wände nicht hätten berühren können. Ein dunstiger Geruch von Leder, Fett und Wichse erfüllte ihn; von einem kleinen Herde im Hintergrund stieg Qualm auf und der warme, unangenehme Geruch von halbgaren Speisen.

Schnell tat seine kurze Frage.

Der Alte schüttelte den Kopf.

— Bergmann? — Nee.

Er müsse aber im vorigen Jahre, dann und dann in diesem Hause, vorn, dort und dort, eine Zeitlang gewohnt haben.

— Als Schambergarniste? — Ja, was ihn die wohl angingen. Er könne doch nicht jeden kennen . . .

— Aber es müsse doch irgendeinen Weg geben, um einen Menschen hier in Berlin ausfindig zu machen? —

Der Schuster zuckte mit den Achseln und griff nach seinem Werkzeug. Das Gespräch war für ihn beendet. Außerdem störte ihn die schöne und frische Luft, die von draußen hereindrang.

Vom Bette her kam ein Stöhnen, wie von Schmerzen erpreßt; was dort lag bewegte sich.

— Gehn Sie doch aufs Einwohner-Meldeamt, rief dann aus dem Hintergrunde eine jugendliche Stimme, wohl die des Lehrlings.

Der Meister fuhr ihn an.

— Was geht dich das an? — Du hast da zu arbeiten und die Schnauze zu halten . . .

Schnell zog die Tür zu, ohne noch etwas zu sagen.

*

Das Einwohner-Meldeamt! Daß er daran auch nicht gleich gedacht hatte. —

Wieviel Stunden hatte er nicht gestern im Eisenbahnzug gesessen — Zeit genug zum Nachdenken. Statt gleich den einfachsten und nächsten Weg zu wählen, war er erst vom Norden nach dem Süden und dort wie hier die Treppen hinauf und wieder hinab gerannt und hatte einen Abend und einen halben Morgen verloren . . .

Nun stand er wieder auf einem Omnibus und dann auf einer Trambahn. Das Einwohner-Meldeamt war am Alexanderplatz. Die Entfernung machte nichts aus, aber daß er so dumm gewesen war! . . .

Es würde Mittag werden, ehe sie zusammensein konnten — im besten Falle, das wollte sagen: wenn Bergmanns Wohnung nicht wieder irgendwo an der Stadtgrenze lag.

Er stand vorne bei dem Kutscher, ganz allein, denn der Wagen war schwach besetzt, und sah auf die blanken Schenkel der Pferde. Sie glänzten in der hellen Morgensonne. Arme Tiere, dachte er, wenn die Muskeln sich spannten beim Anziehen des schweren Wagens und die Hufe das Pflaster schlugen.

Zuweilen kam er durch Stadtteile, welche ihm so fremd waren, daß er glaubte sie nie gesehen zu haben; dann wieder wußte er einzelne Gebäude mit Namen zu nennen. Die Fahrt dauerte sehr lange, und der junge Lehrer, dem seine Schüler doch in manchen Jahren Geduld beigebracht hatten, wurde unruhig.

Mit Willen hatte er sich den ganzen Morgen vom Augenblicke des Aufstehens an bis jetzt gezwungen, nicht an gestern zu denken, damit ihn die dumpfe Angst nicht wieder befalle. Er wollte nicht daran denken, wie er ihn wiedersehen werde, er wollte sein ganzes Augenmerk darauf richten, zunächst zu erfahren, wo er ihn finden könne. Denn was hatte es wohl für einen Zweck, zu grübeln und zu grübeln? — Es war ihm auch gelungen — bis jetzt. Diese langen Fahrten aber waren unerträglich.

Er begann mit dem Kutscher ein Gespräch, doch der ging nicht darauf ein; er hatte genug zu tun, seinen Wagen über die ineinander laufenden Geleise zu steuern.

Endlich kamen sie doch zum Alexanderplatz. Da war schon das Rathaus und jetzt fuhren sie unter den Stadt-

bahnbögen durch. Schnell sprang vom Wagen, ehe er hielt. Das hatte er noch nicht verlernt.

Das Polizei-Präsidium war ein großes, rotes Backsteingebäude. Überall standen in den Gängen die Namen der Departements auf großen Tafeln angeschlagen; verirren konnte man sich nicht. Das Einwohner-Meldeamt lag im höchsten Stockwerk.

Schnell stieg steinerne, kühle Treppen empor. Oben betrat er ein Zimmer, das durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt war. Ungefähr fünfzehn Menschen standen wartend in dem Abteil, zu welchem die Tür führte.

Nichts war sonst in dem Raume, keine Bank, kein Stuhl.

Durch die großen Fenster konnte man hinuntersehen auf den Schienenstrang der Stadtbahn und weit in die dunkle Halle des Alexanderplatz-Bahnhofs hinein.

Der zuletzt Gekommene wartete ruhig. Es vergingen wohl fünf Minuten; die Herumstehenden rührten sich kaum und wenn sie sprachen, so geschah es in leisem Ton. Dann schoß ein Mensch hinter der Barriere durch, einen Stoß Papiere in der Hand, von einem der Nebenzimmer in das andere, wo große Schränke standen, mit Buchstaben gezeichnet. Nach einiger Zeit ein zweiter, und ein dritter; und wieder vergingen dann fünf Minuten, in welchen sich niemand um die Wartenden kümmerte.

Schnell lehnte sich gegen die Wand. Noch immer trieb draußen die Sonne die Spiele ihrer Strahlen, aber so schüchtern, als habe sie sie verlernt während des langen Winters. Der Raum war überheizt und es roch nach ungewaschenen Menschen und vertrockneten Papieren.

Eine grenzenlose Langeweile hatte sich für alle Zeiten in ihm festgesetzt.

Endlich: an der Seite der Buchstaben A—N erschien ein Mann. Er breitete die Papiere vor sich hin. Alles drängte sich heran. Er rief einen Namen. Eine Frau kam näher.

— Also die Frau lebt für sich. In Chambre-garni. Wollen Sie sie?

— Ja, wenn es nur man die richtige is.

— Na, ich sage Ihnen ja, daß sie es is. Wollen Sie sie?

Die Frau nickte. Der Beamte füllte langsam einen Zettel aus.

— Fünfundzwanzig Pfennig. Wollen Sie den Mann auch?

Den Mann wollte sie nicht.

Und so ging es weiter. Jedesmal, wenn ein gesuchter Name ausgerufen wurde, kam die Frage: Wollen Sie ihn? — Wollen Sie sie? — wieder, und zum erstenmal seit achtundvierzig Stunden zog ein Lächeln über das blasse Gesicht des jungen Lehrers.

Er hatte unterdessen gemerkt, daß es nötig war, den Namen aufzuschreiben, den man suchte, und beeilte sich es zu tun.

— Schreiben Sie man alles auf, was Sie wissen, raunte ihm ein Nebenstehender zu, ein offenbar wohl Erfahrener.

— Geburtsort auch?

— Jawohl, Geburtsjahr und -ort, und wo der Betreffende früher gewohnt hat, wenn Sie et wissen.

Das wußte er alles.

Die einen waren abgefertigt und die anderen kamen daran. Ihre Zettel wurden gesammelt und wieder begann hinter der Barriere das zeitweilige Hin- und Herhuschen, und vor ihr das müde, abgespannte Warten in dem drückenden Schweigen. Aber auch eine zweite Viertelstunde ging zu Ende und Schnell kam an die Reihe.

— Karl Bergmann —

— Hier.

— Wohnt seit 3. Januar diesen Jahres Kalkscheunenstraße 6. Wollen Sie ihn?

Ja, gewiß wollte er ihn; der Zettel wurde ausgefüllt und die fünfundzwanzig Pfennige wurden bezahlt.

Da hatte er es nun schwarz auf weiß.

Kalkscheunenstraße, N. Nie im Leben hatte er den Namen dieser Straße gehört. Das mußte ganz hoch oben im Norden sein, wieder irgendwo an der Grenze der Stadt, und wieder eine Stunde entfernt. —

Er starrte ratlos auf den Zettel. Der Kundige half ihm abermals.

— Kalkscheunenstraße? — det's bei der Weidendammer-Brücke, nich weit vom Bahnhof Friedrichstraße. Fahren Sie man dahin.

Schnell atmete auf und steckte seinen Zettel ein. Der Kopf war ihm eingeschlafen in der dumpfen Luft. Er freute sich, wieder gehen zu können, und er eilte dem Alexanderplatz zu.

Es war Mittag geworden.

Die Stadtbahnzüge waren überfüllt und zwei Menschenströme drängten sich aneinander vorüber; der eine von

unten nach dem Perron hinauf, der andere von oben herunter — hastig, ungeduldig, auf jede Minute Zeit bedacht.

Schnell stand in dem Coupé eingepreßt zwischen lärmenden Schulkindern, mittagshungrigen Arbeitern und schwatzenden Frauen.

Am Bahnhof Friedrichstraße war das Gedränge noch größer, aber er gelangte doch bald hinunter. Auf der Straße kam er nur langsam vorwärts. Er nahm sich keine Zeit sich umzusehen. An der Weidendammer-Brücke schien ihm vieles verändert. Vorwärts, nur vorwärts jetzt! sagte er immer wieder zu sich selbst.

*

Er mußte noch einmal nach der Straße fragen. Es waren nur wenige Schritte.

Welch eine abscheuliche Straße! dachte er bei sich, als er sie betrat und auf der einen Seite die grauschwarze Hinterseite der großen schmutzigen Kaserne, auf der anderen die eintönigen, langweiligen und wie von ihr bewachten Häuser sah.

Er mußte die Treppe hinauf in Nummer sechs. Ein junges Mädchen öffnete ihm.

— Ich werde Papa rufen. Ja, er wohnt hier, antwortete es höflich auf seine Frage und führte ihn den Gang hinunter.

— Ist Herr Bergmann nicht zu Hause? — fragte er noch, ehe sie ging.

— Nein.

Papa wird Ihnen schon antworten, war der Sinn des Wortes.

Die Tür blieb halb offen stehen.

Es war ein kleines Zimmer und die Luft war in ihm stickig; die Fenster schienen lange nicht geöffnet gewesen zu sein. Das Bett war unberührt, an der Wand hingen einige Kleidungsstücke.

Am Fenster stand ein unbequemer kleiner Schreibtisch. Schnell trat auf ihn zu und sofort fiel ihm ein Gegenstand in die Augen, welchen er seit Jahren nicht mehr gesehen, den er aber auf der Stelle wieder erkannte.

Es war ein Briefbeschwerer — eine Sphinx aus Bronze von wundervoller Arbeit und das einzige Stück Habe, auf welches sein Freund Wert legte. Der hatte es einst für eine Summe gekauft, welche für seine Verhältnisse viel zu hoch war und Schnell erinnerte sich noch der Kalamitäten, in welche er durch den Einkauf versetzt war — er selbst hatte noch seine Uhr versetzen müssen, um ihm zu helfen. Aber Bergmann hätte nie den Ankauf rückgängig gemacht und wenn sie beide hätten verhungern müssen. So war er. Und nie hätte er sich von der Sphinx getrennt — ...

Er war also in seinem Zimmer, daran war nicht zu zweifeln.

Mechanisch nahm er das Kunstwerk in die Hand. Wie oft hatte der Mund seines Freundes ihm die Schönheiten der Arbeit hervorgehoben, wenn sie sich einander gegenüber saßen, wie oft waren seine heißen Finger liebkosend über die blanken Brüste, den feinen Nacken und den kühlen Tierkörper gefahren, und wie oft hatte er, Schnell,

ihn ausgelacht, wenn er zusah, wie jener das tote, starre, drohende Antlitz an seine Lippen gedrückt und das leblose Abbild seine Geliebte genannt hatte! —

In solchen Stunden hatten sie ihre besten Gespräche geführt: unvergessene Gespräche ...

Ein Stück von dir — nun werde ich dich bald selbst haben ... dachte Schnell und vergaß für eine Minute fast, wo er war.

Die Kunst des Bildners hatte den Augen jenes Werkes wirkliches Leben verliehen: groß, geheimnisvoll, fragend, in finsterer Traurigkeit sahen diese Augen jeden an, der in sie blickte — wie von innen herauf und wie aus weiter Ferne ... Und so blickte sie ihn auch jetzt wieder an, unverändert und unveränderbar in ihrem schweigsamen, drohenden Ernst ...

Die Tür ging und auf den Lehrer zu kam ein älterer Mann im Schlafrock und Pantoffeln; er sah aus wie ein pensionierter Bureaumensch irgendeiner Art, und er war es wohl auch. Sein eingetrocknetes Gesicht trug den Ausdruck des Mißtrauens, als er sah, wie der Fremde den Briefbeschwerer aus der Hand legte, und zugleich den einer nicht zu verbergenden Neugier und Spannung.

— Sie wünschen Herrn Bergmann zu sprechen? — fragte er mit etwas krähender Stimme. — Ich muß Ihnen die Mitteilung machen, das derselbe mein Haus seit zehn Tagen, seit Montag, dem 14., verlassen hat und bis heute nicht zurückgekehrt ist.

Schnell hatte bei diesen harten und klaren Worten nur das eine Gefühl, daß jetzt alles, was er schon geglaubt hatte in den Händen zu halten, ihm mit einem Schlage

wieder entrissen wurde und Bitterkeit und Verzweiflung stiegen in ihm auf. Bisher war er ruhig gewesen, wenigstens äußerlich, jetzt fiel er in die Macht einer großen Erregung; bisher war er gegangen, nun fing er an zu laufen. Fast heftig, ganz seiner Natur zuwider, fragte er: „Aber Sie werden doch wissen, wohin er gezogen ist?"

Die Antwort klang trocken und gemessen.

— Herr Bergmann hat keine Informationen hinterlassen darüber, wohin er sich gewandt hat.

— Aber wenn er nun nicht wiederkommt? — Er muß doch wiederkommen?! — rief der andere wieder.

Der im Schlafrock zuckte die Achseln.

— Falls Herr Bergmann bis Ende des Monats nicht zurückgekehrt ist, werde ich seine Sachen dem Polizeiamt übergeben und die Nota über das mir noch Geschuldete daselbst einreichen, das Zimmer aber als gekündigt betrachten, und zum ersten wieder vermieten.

— Ich denke mir, er muß jeden Tag zurückkehren, sagte der Lehrer, geängstet durch diese geschäftsmäßige, schematische Sicherheit, für welche es keine Schwierigkeiten irgendeiner Art zu geben schien. — Es kommt mir indessen darauf an, ihn noch heute zu sehen — können Sie mir wirklich keinen Rat geben, wie ich das ermöglichen kann?

Ein Achselzucken.

— Aber er wird doch zuweilen Besuche empfangen haben, oder Briefe . . .

— Herr Bergmann empfing während der Zeit, in welcher er in meinem Hause war, nie Besuche, er blieb dagegen öfters über Nacht fort; und was seine Korre-

spondenz anbetrifft, so ist nur einmal eine Karte für ihn gekommen, vor acht Tagen, dort liegt sie —

Schnell nahm die Karte vom Tisch. Nichts war bezeichnender für den zurückhaltenden Grundzug seines Charakters, als die schwankende Schüchternheit, mit welcher er meinte: „Ich denke, ich darf sie lesen, sie wird nichts von Wichtigkeit enthalten —“

Der Beamte a. D. nickte majestätisch.

— Lesen Sie sie nur —

Auf der Karte stand: „Entrüstet über langes Fernbleiben verdonnert den ungetreuesten aller Bergleute zu drei Ganzen der Stammtisch bei Jakob Timm.“

Darunter waren in Bleistiftschrift eine Anzahl Namen gesetzt, die meisten unleserlich. Was aber des Lesenden Augen in diesem Augenblicke allein auf sich zog, war ein ovaler blauer Stempel, in die unterste Ecke und zuletzt unter die Namen gedruckt: Jakob Timm, Restaurateur, Wilsnackerstraße 20, Moabit. Und auf diesem Stempel blieben sie haften, bis er sich ihnen eingeprägt hatte.

— Sie werden sich wohl an die Polizei wenden müssen, wenn Sie Herrn Bergmanns Aufenthalt erfahren wollen, nahm der Wirt wieder das Wort. Er hatte alle Fragen korrekt beantwortet und glaubte nun seinerseits ein Recht zum Fragen zu haben. Er war erstaunt und innerlich nicht wenig entrüstet, als er sah, wie der Fremde die Karte hinlegte, und mit den leise und bestimmt gesprochenen Worten: „Ich werde erst noch einen anderen Versuch machen, ihn zu finden. Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe. Adieu“, zur Tür ging. Er ging

ihm nach. In der Haustür hatte er den alten Ton geschäftsmäßiger Würde wiedergefunden und sagte in ihm: „Wollen Sie die Güte haben, Herrn Bergmann zu sagen, daß ich das Zimmer auf alle Fälle zum ersten als gekündigt betrachte.“

— Ich werde es ihm sagen, sagte Schnell und eilte hinaus.

Er stieg eilig die Treppe hinunter. Er stolperte über ein Kind und rannte bei Betreten der Straße mit einem Passanten zusammen. In der großen Unruhe, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, fing er an zu laufen.

*

Er lief fast. Alle Menschen störten ihn, denen er ausweichen mußte, alle Wagen, die ihn am Überschreiten der Straße hinderten. Er ärgerte sich über sie. Es war Bitterkeit, die in ihm aufquoll, die Bitterkeit der vierten Schulstunde, wenn er drei bereits gegeben hatte, und seine Geduld ihn der lärmenden und anspruchsvollen Schar gegenüber verließ.

Er fragte wieder, aber nicht bittend, wie bisher, und schüchtern erst überlegend, sondern aufs Geratewohl ein, zwei, drei Personen — fast fordernd. Man gab ihm keine Antwort oder eine grobe. Endlich zeigte ihm jemand eine Pferdebahn — er sprang über die Straße, wurde von den Rädern eines Omnibus gestreift, strauchelte, mußte laufen und erreichte den Tritt der Trambahn, keuchend, mit Schweiß überströmt, verwirrt und konnte den Namen der Straße nur noch hervorstoßen.

Gleichgültig gab ihm der Schaffner das Billett. Schnell stand allen Ein- und Aussteigenden im Wege. Endlich saß er. Alle, die im Wagen waren, sahen ihn an, frech, neugierig, gleichgültig. Aber das Interesse an seiner gewöhnlichen Erscheinung erlosch bald.

An dem wohltuenden Gefühl, welches ihn unbewußt durchströmte, fühlte er, wie müde er bereits war. Er lehnte sich nicht an, aber daß er saß, war schon eine Wohltat.

Er hatte einen schwächlichen Körper und keinen starken Geist. Die Spannkraft beider war schnell erlahmt.

Es war dieselbe dumpfe, unklare Ermattung, in welcher er jetzt dasaß, es war ganz dieselbe, in der er gestern — vor genau vierundzwanzig Stunden — die Reise nach Berlin gemacht hatte. Gestern war er stundenlang wie betäubt von dem ungeheuren Entschluß gewesen, und heute war er es ebenso, wie erschrocken über die ungewöhnlichen Aufwallungen des Zornes und der Ungeduld.

Es wurde wieder ganz der kleine, schüchterne Lehrer, der früher in Angst um jeden zu gewinnenden und jeden zu verlierenden Groschen die Straßen Berlins durchschlichen hatte.

Er war noch derselbe, wie damals. Solche Naturen wachsen nicht. Sie recken sich zuweilen in die Höhe, aber das Maß ihrer Kleinheit bleibt immer dasselbe.

Er war ein guter Lehrer. Aber wenn er einmal, auf das Höchste gereizt, unter die Rangen gehauen hatte, tanzten sie ihm wochenlang auf der Nase herum; für die eine böse Stunde hatten sie nachher gute Wochen.

So saß er da und ließ sich sagen, wo er auszusteigen hatte.

Fest in seinem Kopfe saß nur noch die Adresse: Jacob Timm, Restaurateur, Wilsnackerstraße 20, Moabit.

*

— Fahren Sie man bis zum Kriminaljericht — von dort is es dann nicht mehr weit, war ihm gesagt worden.

Aber es war doch noch eine gute Strecke, die Rathenowerstraße hinauf und dann in eine Nebenstraße links hinein.

Es war ein gewöhnliches, kleines Restaurant, welches er betrat: ein enger Büfettraum, ein schmales Billardzimmer und ein Hintergemach, wo der Stammtisch stand. Die Mittagsgäste hatten sämtlich das Lokal verlassen. Am Büfett saß im halben Schlummer der müde Wirt und aus dem Hintergrunde tauchte ein Kellner auf, der den still sich an einen Tisch Setzenden nach seinem Begehren fragte.

Der junge Lehrer nickte ängstlich — Bier, ja, und den Wirt wolle er sprechen, wenn er so gut sein wolle. Schwer und langsam kam derselbe auf ihn zu. Es war ein korpulenter Mann mit einem guten und freundlichen Gesicht.

— Womit kann ich dienen?

— Verkehrt Herr Karl Bergmann noch hier? — fragte Schnell und stand auf.

Der Wirt ermunterte sich plötzlich. Ein Blick lebhaften Interesses traf den Fragenden. „Ja,“ gab er zur Antwort, und mit gedämpfter Stimme und langsam

fügte er noch hinzu: „Aber jetzt wird er wohl nicht mehr kommen — denn gestern haben wir gehört, daß er tot ist.“

Er sah wie der andere blaß wurde, sich auf seinen Platz zurücksetzte, sich abwandte und in bitterliches Weinen ausbrach.

Da zog er sich behutsam einen Stuhl heran und wartete eine Weile. Endlich fragte er: „Sie sind wohl ein sehr guter Freund von ihm gewesen?“

Er erhielt keine Antwort und wieder schwieg er eine Zeitlang. Dann fing er an zu erzählen, nicht laut und nicht aufdringlich, und mehr, als spräche er zu sich selbst.

— Ja, ja, sagte er bekümmert und wischte sich den Schlaf aus den Augen, — der arme Herr Bergmann! Es ging ihm ja schlecht genug im letzten Jahr, aber daß es so schnell mit ihm aus sein würde, hat doch keiner von uns gedacht ... Vor sechs Wochen war er noch einmal hier, sonst kam er ja selten mehr im letzten Jahr; er wohnte ja auch wieder so weit — und dann seine Mutter! Seit er die verloren, war er nicht mehr derselbe. Denn die alte Frau war doch nun einmal sein Alles gewesen. Tag für Tag, Jahr für Jahr, so lange sie lebte, ist er den weiten Weg zum Gesundbrunnen hinauf gegangen, und wenn er sonst zu nichts Zeit hatte, dazu hatte er immer Zeit; und jedesmal brachte er ihr etwas, ein Blümchen, oder eine Flasche Wein, oder was sie sonst gern aß und trank. Das hat er natürlich nie erzählt, aber wir wissen es doch; und auch, daß er jedesmal, wenn er sie besuchte, unten in der Nähe des Hauses, warten mußte, bis ihm das Mädchen ein Zeichen gab,

daß der Alte fort sei. Denn mit dem kam er nie zusammen. Na, der Alte — aber das will ich Ihnen gleich erzählen . . . Also nachdem seine gute, alte Mutter — sie war schon fast blind und taub, und verstehen konnte sie ihn schon nicht mehr, nur daß sie ihn noch fühlen konnte, wenn er ihr die Hände küßte — als sie tot war, da war es nichts mehr mit ihm. Getrunken hat er ja immer viel, aber als er nun das bißchen Geld von der Erbschaft hatte — dem Alten mußte es ordentlich aus den Zähnen gerissen werden — da gab es kein Halten mehr — immer den schweren Rotwein, und nie weniger als zwei, drei Flaschen. Ja, der arme Herr Bergmann, oft kam er ja nicht mehr, und nun ist er tot . . .

Der Wirt schwieg, etwas außer Atem.

— Fritz, rief er noch ins Hinterzimmer, bringen Sie uns mal zwei Glas.

Schnell hatte nur halb gehört, was er erzählt hatte.

— Aber woher wissen Sie denn, daß er tot ist? rief er, indem er sich aufrichtete

— Nun, von dem Alten selbst. Gestern abend kommt er herein, einen Zettel hat er in der Hand. Ich war allein, nur der Herr Lehrer Krüger war noch da. Er setzt sich an einen Tisch. Wir kümmern uns gar nicht um ihn. Da ruft er plötzlich ganz laut zu uns herüber: Nun ist der Lump ja endlich weg! — Wir wußten erst gar nicht, was er wollte und von wem er eigentlich sprach. Erst als ich ihn frage, wen er meine und er uns nur immer ansieht, mit seinen giftigen Blicken und so einem bösen Lächeln, da geht mir eine Ahnung auf

und da platze ich denn auch schon los: Wenn Sie von Ihrem Sohne sprechen, Herr Bergmann, so ist das eine Gemeinheit, wie ich sie denn doch in meinem Leben noch nicht erlebt habe! — Als ich das sage, wird er unruhig, sieht sich um, als wenn er jemanden sucht, der ihm zu Hilfe kommt und murmelt so etwas, daß er nun wohl gehen müsse. Jawohl, sage ich, auf Nimmerwiedersehen, und bitte recht bald! — und stehe auf. Da geht er denn auch und schmeißt die Tür hinter sich zu, daß es kracht.

Wieder machte der Erzählende eine kleine Pause.

— Ich weiß ja, es war rüde von mir, den alten Mann so herauszuschmeißen, aber in dem Augenblick konnte ich einfach nicht anders! Und ich glaube, wenn er heute wieder käme und sagte noch einmal so etwas, ich glaube, es käme wieder über mich und ich täte — weiß Gott! — dasselbe wie gestern!

Er sah vor sich hin, als ob er darüber nachdächte, ob er es wirklich tun würde, und wiederholte, mehr für sich, zur Bekräftigung, noch einmal: „Dreißig Jahre bin ich jetzt Budiker, und habe noch nie einem Gast die Tür gewiesen, außer wenn er so betrunken war, daß er nicht mehr stehen konnte und Radau machte, aber den — d e n — morgen wieder! Habe ich nun nicht recht, lieber Herr, sagen Sie selbst!“ — und er legte seine Hand auf Schnells Arm.

Dieser nickte nur und trocknete seine Tränen. Auch von dieser Erzählung waren nur einzelne Sätze an sein Ohr gedrungen. Was sollte das doch alles, jetzt, da er tot war! — Und doch tat ihm diese Stimme wohl und die Hand auf seinem Arme.

Der Vater — der Alte — gewiß, gewiß, aber wozu doch um Gottes willen jetzt diese langen Erzählungen! — Doch jetzt nicht! . . .

Er war tot! — Er war tot! — — Außer diesem Gedanken vermochte er noch nichts zu fassen und selbst diesen nicht . . . Mechanisch nur beantwortete er die vorsichtigen Fragen des Wirtes, ohne zu wissen, welche Worte sein Mund zusammenfügte.

Timm aber wollte natürlich gerne wissen, wer dieser Fremde war, auf den die Nachricht einen solch erschütternden Eindruck machte und den er doch noch niemals bei sich gesehen. Und so fragte er weiter, ganz vorsichtig, in Pausen und langsam, erfuhr was er wollte, und fand das beste Stillungsmittel für Schnells Tränen, welche immer wieder kamen, so oft sie getrocknet wurden.

Das Bier war gebracht.

— Trinken Sie, lieber Herr, wenn er auch tot ist, davon wird er nun nicht wieder lebendig, daß wir hier sitzen und weinen.

Schnell berührten diese Worte unangenehm, aber die Miene und Person des Sprechenden waren es ihm nicht. Nur widerwillig führte er das Glas zum Munde und trank.

Es war das erste, was er heute seit früher Morgenstunde zu sich nahm, und er empfand, nachdem er getrunken, plötzlich einen schneidenden Schmerz im Magen, so daß er das Glas aus der Hand stellen mußte.

— Herrgott, rief der Wirt, der die hastige Bewegung sah, — Sie haben gewiß den ganzen Tag noch nichts

gegessen, was? — und er sprang auf, um selbst zur Küche zu eilen, ohne eine Antwort abzuwarten.

Aber Schnell mochte nicht essen. Nur sein Bier trank er in kleinen und vorsichtigen Zügen. Die Schmerzen blieben aus und er nahm das Gespräch wieder auf. Bald hatte er dem Wirt alles erzählt, was er ihm erzählen konnte, und bald standen sie beide vor der Frage: „Was nun tun?“ —

— Die Herren haben ja gestern abend von nichts anderem gesprochen, aber die meisten von ihnen haben keine Zeit den Tag über und ich selbst hätte mich ja gern auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen, damit wir alle doch nun endlich einmal wissen, was eigentlich passiert ist, aber meine Frau ist krank und liegt im Bett und ich kann nicht fort, mit dem besten Willen nicht. Aber der Dr. Hertwig — ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen — der gestern abend auch da war, hat versprochen, er wollte sich heute umtun, so weit, als seine Zeit es ihm erlaubt, und wenn irgend jemand ihn findet, so ist es der. Heute abend werden sie alle wohl kommen, die Herren, wenn Sie da hier sein möchten, das wäre schon das Beste ...

Ja gewiß wollte Schnell hier sein. Aber bis dahin? —

Wenn er einmal zum Leichenschauhause ginge? — Es sei ja nicht weit.

Er holte noch einmal den Brief hervor, der ihn hierher gerufen, und den der Wirt eben schon einmal kopfschüttelnd gelesen.

Er reichte ihm denselben zum zweitenmal, und der Wirt studierte wieder die plumpen Schriftzüge.

Dann rief er plötzlich laut ins Hinterzimmer: „Fritz, kommen Sie doch einmal her?“

Und als der Kellnerbursche vor ihm stand, fragte er weiter: „Sagen Sie mal, Fritz, Sie kannten doch Herrn Bergmann?“

— Jawohl.

— Wissen Sie nicht, wann Herr Bergmann zum letztenmal hier war? —

— Na, vor zwei, drei Monaten so etwa.

— Und war nicht ein Frauenzimmer bei ihm?

— Jawohl, die Paula Lindermann.

Triumphierend sah Timm bei dieser Antwort auf seinen Gast, welcher gespannt zuhörte. Dann wandte er sich wieder zu dem Burschen: „Fritz, kennen Sie die?“

— Nu jewiß kenne ich sie, wir sind doch zusammen aufgewachsen.

— Wer sind die Eltern? — Wo wohnen sie? — Glauben Sie, daß sie wissen, wo ihre Tochter ist? —

Der Wirt sprudelte vor Eifer; der Bursche sagte schlau: „Nee, das glaube ich nich, daß sie det wissen; aber ick weeß et.“ Und er zog ein abgegriffenes Notizbuch umständlich aus der Tasche und fand ohne Mühe die Adresse, welche er mit Betonung so verlas: Paula Lindermann, bei Frau Kupzack, Witwe, Elsässerstraße 130 bis 131, zwei Treppen, links.

Schnell schrieb bereits; der Wirt lachte.

— Ja, Fritz, woher wissen Sie das? — Sie hat es Ihnen wohl selbst gesagt?

Der Bursche grinste wieder.

— Waren Sie denn schon bei ihr?

Eine Gebärde war die einzige Antwort. Sie besagte alles: ich werde mich wohl hüten.

Schnell und der Wirt saßen sich wieder gegenüber; der letztere rieb sich vergnügt die Hände.

— Ein Zufall, was? — Nun haben wir doch wenigstens eine bestimmte Adresse.

Sie sprachen nicht mehr lange zusammen. So gerne Schnell sitzengeblieben wäre — am liebsten wäre es ihm gewesen, er hätte so sitzenbleiben dürfen bis zum Abend —: die Pflicht mahnte ihn mit innerer Unruhe.

Er vergaß über ihr seinen Schmerz. Seine Gedanken waren wieder abgelenkt. Zur Morgue und zu dem Frauenzimmer.

Er ließ sich den Weg beschreiben, den er teilweise kannte. Er war doch nicht so fremd in Berlin, wie man meinte. Dann wollte er bezahlen, was der Wirt nicht leiden wollte.

— Sie haben ja nichts gegessen und getrunken.

Das hatte er nun allerdings nicht, aber bezahlen wollte er doch, und es wurde ihm beim zweiten Anlauf auch nicht verwehrt.

Fritz hatte wohl auf ein größeres Trinkgeld gerechnet; aber daran dachte der Lehrer nicht.

Zweimal wurde ihm die Hand geschüttelt.

— Auf heute abend! — Auf heute abend! — Sie finden doch wieder her? —

Ja, er würde schon wieder herfinden.

*

Er war auf der Straße.

Die Sonne schien noch immer, warm und freundlich, wie am Morgen.

Er ging, den Kopf gesenkt, an den Häusern entlang. Dann, an der Ecke, als er sah, daß keine Pferdebahn kam, weiter die Straße hinunter.

Wieder drängte jetzt der dumpfe Schmerz in ihm unablässig alle Gedanken zurück. Jetzt, wo er aufgestanden war, wäre er am liebsten immer so fort gegangen, immer zu, bis an einen abgelegenen und einsamen Ort, wo er allein sein würde mit seinem Schmerze, sicher vor jeder Störung. Und er kämpfte und kämpfte mit diesem hilflosen Wunsche, und ging immer vorwärts, und dachte nicht daran, daß jede Viertelstunde kostbar war, und daß er hatte fahren wollen und daß ein Wagen nach dem anderen hinter ihm her und an ihm vorbei fuhr . . .

Seine Füße wühlten den Staub auf und er schwankte, so daß eine Frau ihm nachsah, die er anstieß, ohne es zu merken, verwundert, wie ein so solid aussehender Mensch zu so früher Stunde betrunken sein konnte.

Was er in halber Betäubung über die plötzliche Nachricht vorhin vernommen hatte: einzelne Sätze aus der Erzählung des Wirtes und der Tonfall seiner Stimme stiegen wieder in ihm auf. Aber sein Kopf war dumpf und er vermochte nichts auseinander zu halten.

Nur die Wirklichkeit: Er ist tot! — Er ist tot! — — stand jetzt vor ihm. Und er begriff sie nicht. Er konnte es nicht begreifen, daß es so sein sollte.

Als er einmal aufsah — er war wohl zwanzig Minuten gegangen — sah er das Giebelfeld eines griechischen Tempels

vor sich. Aber was ihn zu jeder anderen Zeit auf der Straße interessiert hätte, darüber glitt jetzt sein Blick verständnislos hin. Er fragte sich nicht, was das zu bedeuten habe, er fand es dumm; es störte ihn, denn er hatte jetzt nichts anderes zu suchen, als die Namen an den Straßenecken, um nach der Morgue zu gelangen.

Immer ging er weiter und es war der rechte Weg, den er instinktiv nahm. Er wußte es nicht.

Er versuchte sich den Gedanken klarzumachen, daß Karl nun wirklich tot sei und er konnte es nicht. Wie am Morgen, so glaubte er auch jetzt immer noch, dem Lebenden entgegenzugehen, und doch war sein Gang ein anderer geworden: am Morgen hatte er sich gefreut, jetzt fürchtete er sich.

Er war ganz verstört, ganz willenlos, ganz fassungslos. Man sollte einen anderen mit diesen Geschäften betrauen, zu denen er ganz unfähig war; ihn aber sollte man in Frieden weinen lassen . . .

Er stolperte über eine Schiene und wäre fast gefallen. Das brachte ihn wieder zu sich und er fragte eine Frau, welche schon die Hand ausgestreckt hatte, ihm wieder aufzuhelfen, nach dem Wege. Er ging neben ihr her, ein gutes Stück weit.

Dafür mußte er ihr erzählen, was er dort wollte. Das tat ihm wohl für eine kurze Zeit, ohne daß er es merkte. Ach ja, sagte sie, und begann nun selbst eine lange Geschichte — von der Schnell nichts verstand. Es schien sie nicht zu stören, sie erzählte wohl sich selbst. Er aber kam weiter auf diese Weise. Der Weg kam ihm unendlich weit vor.

Endlich war er an der Morgue. Er kannte das Gebäude nicht. Er wunderte sich über sein helles, so wenig düsteres Aussehen.

Er betrat das Bureau. Nur ein einziger Beamter war anwesend, der ihn eine Weile warten ließ, mit seinen Büchern beschäftigt.

Die Stimme des Fragenden zitterte vor Erregung; nur mit großer Mühe vermochte er zu sprechen: „Ich wollte mich erkundigen, man hat mir gesagt — ist hier vielleicht die Leiche eines gewissen Karl Bergmann gefunden worden?“

Der Beamte griff nach einem Zettel, einer Liste, die am Pult hing.

— Gefundene Leichen werden hier abgeliefert, sagte er verbessernd. — Wann soll es gewesen sein? — Aber er wartete keine Antwort ab, sein Auge hatte den Namen bereits gefunden, er hing den Zettel an seinen Platz zurück.

— An den Magistrat abgegeben, sagte er lauter und geschäftsmäßig und kehrte an sein Pult zurück.

Schnell fühlte, wie sich ihm alles unter den Händen entzog. Ängstlich und hastig bat er: „Sie wissen, wo die Leiche ist —“

— Ja, wie sollen wir das wissen, wir sind hier Polizei, kam es kurz und unfreundlich zur Antwort.

— Aber können Sie mir nicht wenigstens sagen, wo ich erfahren kann — ich bin schon so viel herumgelaufen ...

Die unruhige Angst seiner Stimme machte doch einigen Eindruck.

— Gehen Sie mal nach der Friedenstraße 84, dort ist der Sammelpunkt der Leichen.

Der Beamte sprach, dem anderen den Rücken zukehrend, über die Schulter hinweg.

Schnell stand hilflos da.

— Friedenstraße 84, sagte der Beamte noch einmal und sah nach der Uhr. — Aber heute kommen Sie nicht mehr hin.

Damit war die Sache aber für ihn erledigt.

Der Lehrer ging still hinaus.

Er wußte nicht, war er denselben Weg eben gekommen, aber er war in dem öffentlichen Raum, wo die Leichen ausgestellt lagen: zu seiner Linken sah er die hohen Glaswände und dahinter die schwarzen, eisernen, leeren Gestelle. Nur in der Mitte des Ganges, dort wo der Eingang war und einige Menschen standen, lag hinter dem Glase etwas Schwarzes, Aufgedunsenes, Schreckliches, mit Kleidern bedeckt, unförmlich und gräßlich. —

Das sollte ein Mensch sein?

— Eine Wasserleiche, hörte er flüstern. Er sah nicht hin, sein Blick hatte das Ganze nur gestreift.

Vor der Tür saß ein Mann mit dienstlicher Mütze.

— Wo ist denn die Friedenstraße? — fragte ihn Schnell.

— Ach, Sie wollen nach der Sammelstelle, ja, das wird für heute wohl zu weit sein, mein Herr, erhielt er auch hier zur Antwort, aber freundlicher, so daß er Mut bekam.

— Sagen Sie mir doch, wie kommen denn die Leichen dorthin?

— Nun, das ist doch die Sammelstelle —

Schnell verstand es wirklich noch nicht und machte sein hilfloses Gesicht.

— Wie lange ist es denn her, daß er gefunden ist?

— Aber ich weiß es ja nicht, das ist es ja grade —

— Nun, dann gehen Sie nur morgen hin, dort erfahren Sie, ob er schon beerdigt ist. Es ist ein ganzes Ende, und ob Sie heute abend oder morgen früh hingehen, das bleibt sich nun auch gleich.

Damit stand der Wärter auf.

— Schluß! rief er, indem er nach der Uhr sah und trieb die paar Leute, welche noch immer wie gebannt vor dem Fenster standen, hinaus.

Schnell ging auch, über den Gartenraum und auf den Ausgang zu. Dort stand noch eine Schar halbwüchsiger Kinder, in der scheuen Neugier des Grauens, die sie von ihren Spielen gezogen hatte, auf den Zehenspitzen und dicht aneinander gedrängt.

Noch immer war es hell. Die Sonne, zart und duftig, schien noch, bereits im Untergehen, als könne sie sich nicht trennen von dem Tage, welchen sie selbst in Schönheit und zur Freude geschaffen.

Hinter den Hinaustretenden schloß sich die Pforte und die Kinder umstanden nun den Lehrer. Denn blaß und müde lehnte dieser am Gitter. Eine große Mutlosigkeit und Unentschlossenheit lastete auf ihm. Was sollte er jetzt beginnen? — Am liebsten wäre er umgedreht und hätte sich bei dem Wirt in eine Ecke gesetzt. Aber was hätte er sagen sollen? —

Wenn nur eine Bank in der Nähe gewesen wäre! Aber er sah keine und so blieb er stehen. Die Tränen

traten ihm wieder in die Augen: wie traurig, wie traurig war doch das alles! Da lief er seit dem Morgen in der großen Stadt herum, ohne das geringste zu erreichen! Was waren denn das für Menschen, die ihm nicht ansahen, wie ihm ums Herz war und ihn überall, wo er anklopfte, wieder gehen ließen, ohne Hilfe, ohne Antwort und ohne Trost!

Da er merkte, wie die Kinder ihn anstarrten, ging er weiter.

Er zog sein Taschentuch hervor, um die Tränen zu trocknen und dabei fiel ihm der Zettel in die Hand mit der Adresse, welche ihm der Kellner gegeben hatte.

Wenn er Paula Lindermann noch aufsuchte? — In die Friedenstraße kam er doch so wie so heute nicht mehr und dieser Gang mußte gemacht werden, wenn heute nicht, so doch morgen. Und außerdem — war die Elsässerstraße nicht ganz nahe? —

Er ging etwas schneller. Am Oranienburger Tor mußte er sich erst orientieren. Er mußte fragen, um es glauben zu können, daß das die Elsässerstraße war, die vor ihm lag. Früher hatte da, wo sich jetzt ein Haus an das andere reihte, eine lange Mauer sich hingezogen, hinter welcher die Dächer der Borsigschen Fabrik und die hohen Schlote emporgeragt hatten . . . Wie hatte sich das alles verändert! Er war doch ganz ein Fremder geworden. Was wollte er sich darüber täuschen? —

Er stolperte mehr voran, als er ging. Diese weiche, warme Luft war es, die ihn so müde machte und so jämmerlich mutlos.

*

In dieser niedergedrückten Stimmung erreichte er das Haus und stieg die Treppen hinan. Als er geklingelt hatte und wartete, dachte er daran, wie oft er heute so schon wartend gestanden hatte, vor fremden und verschlossenen Türen ... Vor langen Jahren war er auch so herumgelaufen, von Tür zu Tür, von einer Stadtgegend in die andere, um ein paar elend bezahlte Stunden mehr zu finden.

Sein Herz klopfte. Er hatte Angst vor diesem Besuch, den er doch machen mußte, und nur den einen Wunsch, er möge schon vorbei sein.

Er nahm den Hut und trocknete sich mit der Hand die Stirn. — Es schien, als dauere es unerträglich lange, bis die Tür sich öffnete.

Endlich. Ein altes und fettes Weib erschien in der Öffnung.

— Ich möchte Fräulein Paula Lindermann sprechen? — Ist sie wohl zu Hause, fragte Schnell.

Das Weib musterte ihn von oben bis unten, mit einem scharfen, unangenehmen, geübten Blick: von den breiten Schuhen an aufwärts, den aus der Hand des Dorfschneiders in A. hervorgegangenen schwarzen Sonntagsrock, den bestaubten Hut, die ganze einfache unmoderne Anständigkeit, erst mit Neugier, dann mit Mißtrauen und halber Verachtung, sagte kurz Nein! und schlug die Tür zu.

Das hatte er nicht vorausgesehen. Er stand und überlegte, was er tun solle. Denn um den Brief war es ihm zu tun ...

Er setzte den Hut wieder auf. Er hätte sich gern auf einer der Treppenstufen niedergelassen und gewartet, bis jemand kommen würde. Aber das ging doch nicht, er sah es ein.

Noch hatte er sich nicht zum Gehen gewandt, als sich die Tür wieder auftat.

— Was wollen Sie denn von Fräulein Paula? — Es war dasselbe Weib.

Schnell nahm den Hut wieder ab.

— Ich komme in Sachen meines Freundes, des Herrn Karl Bergmann —

— Einen Augenblick —

Die Tür blieb halboffen stehen. Hinter ihr hervor drangen verschiedene Stimmen in schnellem Wechsel; die eine war die dieses Weibes, die andere die eines Mannes, und als dritte mischte sich eine zweite Frauenstimme ein. Die eine klang beschwichtigend, die zweite ärgerlich, die dritte wie in Zorn und Erregung. Die letzteren dauerten noch fort, als das Weib zurückkehrte.

— Wollen Sie gefälligst nähertreten . . .

Der Korridor war vollständig dunkel. Nur aus dem Hintergrunde drang durch eine offene Tür ein Lichtschimmer und Schnell bemerkte, daß sich jemand — es war ein Mann — eng an die Wand drängte, um ihn vorbei zu lassen, als er vorwärts ging. Er wich selbst ängstlich, sich weiter tappend, aus.

Das Weib zog sich nur langsam und offenbar widerwillig zurück.

Es herrschte Dämmerung in dem Zimmer, in dem er stand. Eine merkwürdig betäubende Atmosphäre drang

ihm entgegen: es war, als wenn die Fenster dieses Raumes nie geöffnet und die Dünste nächtlicher Gelage mit einer Verschwendung seltsamer Parfüms nie ausgelüftet würden. Es war die stets warme Luft der Separatzimmer gewisser Restaurants.

Die Dimensionen des baldachinüberdeckten Bettes ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, welchen Zwecken hier gedient wurde; alle anderen Möbel erschienen dieser breiten, üppigen Lagerstätte gegenüber wie Spielzeug. — Von der einen Wand herunter schimmerte das weiße Fleisch einer Venus oder einer Leda — irgendeine Kopie ins Gemeine.

Zum erstenmal in seinem Leben stand der Volksschullehrer in einem solchen Zimmer und zum erstenmal einer Kokotte gegenüber. Es war ein dickes Mädchen und sie trug einen rotseidenen Schlafrock, den sie mit beiden Händen über die uneingezwängten Brüste zusammenzog, denn sie war nicht minder verlegen wie ihr Besucher, und alles, was sie in diesem unverhofften Augenblick zu denken vermochte, war darauf gerichtet, sich bei ihm zu entschuldigen, so gut es ging.

Schnell starrte nämlich, um sie nicht ansehen zu müssen, unverwandt auf den Tisch, und zwar unverwandt auf ein mit Brillantknöpfen besetztes Männervorhemd, dessen weiße Bänder an der Tischdecke bis auf den Boden niederhingen. Hätte sie gewußt, daß er gar nicht erkannte, was er sah! Aber sie dachte nicht anders, als seine Gedanken seien damit beschäftigt, zu ergründen, wie dieses Kleidungsstück wohl hierhergekommen sei.

So brach sie, während sie ihn etwas von Brief —

Bergmann — Hierhergekommensein murmeln hörte, in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das Schnell für Weinen hielt und ließ sich in einen Stuhl fallen.

— Ach, wegen Karl kommen Sie ... ja so ist es, ich will es Ihnen gleich sagen: vor zehn Tagen oder auch neun, als er das letztemal bei mir war, da war er so sonderbar, gar nicht wie sonst, und konnte gar nicht genug kriegen an mir, bis er sich dann endlich Papier und Tinte geben ließ und den Brief schrieb. Er ist doch an Sie? — Ja, ich will ihn Ihnen auch gleich geben, warten Sie nur noch einen Augenblick. Und als er dann von mir wegging, war mir gleich so angst, und ich dachte mir gleich, er würde so bald nicht mehr wiederkommen; und dann sagte mir Frau Kupzack, das ist meine Wirtin, ich solle doch nur man ruhig an Sie schreiben, denn Sie müßten doch wohl ein guter Freund von ihm gewesen sein ...

Sie machte eine Pause. Dann wagte sie aufzusehen und — jetzt erst — fragte sie: „Und wo ist er denn nun hin?"

— Er ist tot, sagte Schnell leise. Schon während ihrer letzten Worte fühlte er, wie neue Tränen in ihm aufgestiegen waren, und nun wandte er sich ab, sie zu verbergen.

Sie schwiegen beide. Nun weinte sie wirklich, so echt, daß sie nicht sprechen konnte. Der Schlafrock war auf der Brust und an den Knien auseinandergegangen und nur mit dem kurzen Hemd, welches das Korsett umschloß, und in den langen, schwarzen Seidenstrümpfen der Kokotte saß sie da. Aber Schnell sah es nicht einmal.

Ihm verlangte nach dem Briefe, um dessentwillen er gekommen, und er bat um ihn.

— Ach ja, der Brief, sagte sie und stand auf. Sie wühlte auf dem Seitentische herum, wo Nippes, Toilettesachen, Visiten- und Gratulationskarten, verwelkte Buketts in buntem Durcheinander mit Billetdoux, Geschmeide, einer Hutfeder und Kaffeegeschirr lagen. Sie wühlte lange dort herum.

Einmal sagte sie, noch immer weinend: „Ach, er ist tot —“

Und dann: „Der dumme Brief! — Wenn man mir nur nicht mit so was kommen wollte, alles Schriftliche verliere ich immer —“

Endlich fand sie ihn. Er war etwas zerknittert, und das Kuvert mit einem Flecken beschmutzt. Aber er war uneröffnet.

Schnell war aufgestanden. Wenn sie den Brief verloren hätte, diese schreckliche Person — —

Er setzte sich nicht wieder, als er ihn in der Hand hielt.

Fragte sie denn wirklich nichts mehr? — Nicht nach seinem Sterben? — Nicht nach seinem Tode? —

Wieder fiel sein Auge auf das Männervorhemd, und in ihr, welche dies für bewußte Absicht, für einen stillen Vorwurf und eine stumme Frage hielt, stieg der Trotz empor, und sie sagte, ganz unverständlich für ihn weshalb: „Für so schlecht brauchen Sie mich nun nicht zu halten, als Sie vielleicht denken. Aber wenn einer weggeht und nicht wiederkommt, und wo ich mir doch gedacht habe, daß er tot ist, da kann man ja doch nicht anders, zumal wenn man keinen Schein hat und ich habe doch keinen, und aus der Angst gar nicht mehr herauskommt, denn

das Zimmer will doch auch bezahlt werden, sonst schmeißt mich Frau Kupzack heraus, und hinterlassen hat er mir wohl auch nichts?"

Das letzte hatte sie fragend gesprochen, vorsichtig fragend, mit der in ihrer Unbewußtheit so raffinierten Schlauheit des Weibes.

Schnell fühlte, wie das Blut ihm zu Kopfe stieg. Er war in einer unsäglichen Verlegenheit, ihm bangte vor dem, was sie noch alles sagen mochte, und nun, da er seinen Brief in der Tasche fühlte, fühlte er nur den einen Wunsch noch: fort zu sein aus diesem Zimmer, dessen faulige Luft ihn bedrückte und von dieser Frau, deren Nähe ihn demütigte bis aufs äußerste.

— Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht, stammelte er in seiner Verlegenheit. — Ich weiß ja nicht einmal, wo sie ihn begraben haben.

Er wich mehr zurück, als er ging.

Einen solchen Besuch hatte sie noch nicht gehabt. Mit dem war ja gar nichts anzufangen. Und was brauchte er so zu tun? — Sie hatte Karl gern gehabt, länger als irgend jemanden in den letzten Jahren, und wenn er auch gut gegen sie gewesen war, wie ein Kind, so war er doch auch verrückt gewesen und hatte sie gequält mit seinen Launen und seinen Einfällen, die oft wirklich nicht mehr schön waren.

Sie raffte den Schlafrock fest zusammen. Sie hatte auch ihren Stolz, das brauchte dieser Fremde nicht zu denken. Und wie komisch er aussah: wie bestaubt und ängstlich und was er für plumpe Stiefel und für einen eckigen Rock anhatte! Der war sicher bei einem Schneider

in dem Dorf da oben in Pommern gewachsen, dessen Namen sie neulich buchstabierend abgeschrieben hatte...

Er fühlte, wie sie ihn musterte, sicherer und sicherer, und daß er etwas sagen mußte.

So standen sie sich denn jetzt gegenüber.

Sie vor ihm: das üppige, dumme, in allen seinen Trieben stets völlig befriedigte Weib, rotwangig auch ohne Schminke, vollbusig auch ohne Korsett, sicherer und sicherer mit jeder Minute...

Er vor ihr: der schmalschultrige, mühsame, kleine Lehrer, der stets damit zu kämpfen gehabt hatte, daß er leben konnte, blaß, grau von Staub und Hunger, gedemütigt und empört zugleich, und mit jeder Sekunde mehr und mehr bedrückt von dieser Situation, der er unter allen am wenigsten gewachsen war...

Er fühlte, daß er etwas sagen mußte. So sagte er leise: „Ich kann Ihnen ja Nachricht schicken, wenn ich selbst etwas Näheres erfahren habe — ich bin heute schon soviel herumgelaufen, um etwas zu erfahren..."

Das rührte sie nun wirklich, denn bösartig war sie nicht.

— Ja, wenn Sie so gut sein wollten, und sich noch einmal hierher bemühen, antwortete sie.

Er machte eine linkische Verbeugung und ging zurück.

Sie folgte ihm.

— Ich muß Ihnen die Tür offen machen, sonst finden Sie nicht hinaus, es ist so dunkel draußen, sagte sie.

Das starke Parfüm ihrer Haare drang zu ihm, wie sie ihn streifte und er ihr nachging.

Das Weib von vorhin erschien auf dem Flur.

Beide Frauen blieben in der Tür stehen und sahen ihn musternd noch einmal in der Dämmerung des Treppenhauses an; sie waren beide ganz noch nicht aus ihm klug geworden.

— Sie kommen gewiß noch einmal — ach, ich hätte ja so gern von Karl gesprochen — nein, denken Sie nur, Frau Kupzack, er ist wirklich tot —

Und sie fing wieder an zu weinen.

Der junge Lehrer beeilte sich fortzukommen. Das geschah mit neuen Verbeugungen.

Wer froher von den beiden war, wieder allein zu sein? — Vielleicht doch Schnell.

Sorgsam verbarg er den Brief in der inneren Rocktasche, als er die Treppe hinunterstieg. Aber als er auf der Straße war, begann er zu laufen.

Er überlegte: wohin nun? — Unter jeder Bedingung in ein stilles Lokal. In sein Hotelzimmer? — Ihm graute vor dem düsteren Loch mit den schmutzigen Tapeten. Der große Biersaal, in dem er gestern abend die ersten Stunden in Berlin verbracht hatte, fiel ihm ein. Die „Prachtsäle" konnten nicht weit sein. Und er lief immer stärker, dem Norden der Stadt zu, die lange Straße hinauf, das Trottoir vermeidend, auf dem sich die Menschen drängten und stießen, zwischen den Wagen durch, und, schneller als sie, an ihnen vorbei.

Die elektrischen Lichtwogen zeigten ihm schon von weitem sein Ziel.

In dem hintersten Winkel des Saales setzte er sich, auf die Empore, wo noch sämtliche Tische unbesetzt waren, und an den entferntesten von allen. Hunger und Durst,

an die er diesen ganzen, langen Tag kaum gedacht, begannen ihn plötzlich zu foltern und er schob den Brief, den seine Finger bereits gefaßt hatten, wieder zurück.

Wie erschöpft er war, fühlte er nun erst, als er saß. Seine Knie zitterten und die Fußsohlen schmerzten.

Erst wollte er essen und trinken, ehe er den Brief las. Gierig stürzte er das Bier hinunter, das der Kellner ihm brachte, und hastig aß er.

Nun war er fertig, aber erst ließ er abräumen, ehe er abermals nach dem Briefe griff.

Niemand störte ihn jetzt. Im Saale unten kamen und gingen die Menschen; ihre Stimmen verhallten wie gestern in einem Summen an den hohen Decken zwischen den Pfeilern; er hörte sie kaum.

Mit Fingern, die grau waren von dem Staube des Tages und feucht und kalt vor innerer Erregung öffnete er die Hülle.

Einen einzigen Bogen zog er heraus.

Und er las:

Mein lieber, alter Junge!

Das Leben ist ein großer Unsinn, ich habe es Dir immer gesagt. Leider wird man dieses Unsinns gründlich erst dann müde, wenn man körperlich so ziemlich futsch ist. Ich bin — Gott sei es gedankt — endlich so weit.

Die Bilanz, die ich heute zog, ergab das folgende zufriedenstellende Resultat: Beide Lungen angegriffen; Magen ruiniert (vom vielen Saufen); Gehirn offenbar nicht mehr in Ordnung — mit einer Regelmäßigkeit,

die entzückend ist, wechseln die schwärzesten Trübsinnsanfälle mit den stechendsten Schmerzen in den Schläfen ab. Die Folge davon: totale Mutlosigkeit, Arbeitsunfähigkeit — mit einem Wort — unheilbarer Stumpfsinn. Daß ich auch nicht die Spur von Humor mehr besitze, bemerke ich, während ich Dir diesen letzten Brief schreibe.

Denn es ist mein letzter. Ich habe noch zweihundert Mark. Ich gebe die Hälfte davon dem Weibe, das den Auftrag hat, diesen Brief zur Post zu geben, falls ich nach acht Tagen nicht zu ihr zurückgekehrt bin. Sie ist ein dummes Luder, denn sie betrog mich so, daß ich es trotz aller Gleichgültigkeit dagegen merken mußte.

Komm aber nicht nach Berlin, mein Alter. Es hat gar keinen Zweck, dabei herumzustehen, wenn sie einen einscharren. Wärst Du lieber früher einmal gekommen! — Ich denke daran, ich könnte ja auch zu Dir kommen. Aber ich kann doch nicht verlangen, daß Du mit einer halben Leiche Arm in Arm zu ihrem eigenen Grabe spazieren gehst.

Also — leb wohl! Mein Sphinx gehört Dir. In wessen Hände sie auch zuerst fallen möge, man wird sie Dir nicht vorenthalten können, wenn Du über kurz oder lang doch noch einmal in die „Stadt unserer Jugend" kommst und dies hier vorzeigst.

Ich tauche unter. Nicht wie der weiße, nackte, leuchtende Schwimmer an einem Sommertage mit kühnem Sprung in die geheimnisvollen, kühlen Wellen der Tiefe, sondern wie ein alter, verkommener Söffel

in die schwarzen, trüben Massen der Menschen, von denen die moralischen sich bekreuzen, meine wenigen Bekannten sich entsetzen, mein einziger Freund aber nicht weinen wird, wie ein altes Weib, sondern einfach sagen: Ich wußte es längst; so mußte es kommen mit ihm.

Denn das Leben ist das Traurige, nicht der Tod.

Vergiß — und zwar sobald wie möglich — den Menschen, der, wenn Du dies liest, nicht mehr ist, und der genannt wurde, als er noch lebte,

Karl Bergmann.

*

Der Lesende hatte geendet. Er warf einen scheuen Blick um sich: kein Mensch war in der Nähe, selbst der Kellner war unten im Saale. Behutsam und eilig faltete er das Blatt wieder zusammen und verbarg es wieder in seiner Brusttasche.

Dann stützte er den Kopf in die Hände und lange saß er so da — unfähig jeden Gedankens und nur noch beherrscht von dem Gefühl des Grauens, das in ihm emporquoll . . .

Ihm graute vor diesem Briefe und ihm graute vor dem, der ihn schreiben konnte. Weit blieb er zurück hinter der Grenze des Erkennens, das der verlangte, der ihn geschrieben und das er ihm zutraute. Dieser Brief — er war ruchlos, roh und entsetzlich.

Heilig war ihm der Tod, wie ihm das in der Pflicht verbrachte Leben heilig war. Der Ton des Spottes dem Geheimnisvollen gegenüber empörte ihn.

Er war ein Christ. Aber der, der diesen Brief geschrieben, war ein Heide gewesen.

Er war ein stiller Mensch, der in allem, wie in den kleinsten Handlungen seines Lebens, nach Versöhnung strebte. Und Versöhnung, die mild wie Balsam in die frische Wunde seines Schmerzes träufeln sollte, hatte er von den letzten Worten seines Freundes erwartet — liebreich, tröstend, eine bei aller Traurigkeit in ihrer Zartheit schöne Erinnerung sollten sie ihm sein. Dieser schrille Schrei, dieses frivole Lachen, diese ätzende Selbstverspottung — ihm graute davor, ihm graute davor . . .

Das ihm Fremde in Bergmann, vor dem er in früheren Jahren — so manches fiel ihm jetzt wieder ein — schon als vor etwas völlig Unverständlichem schweigend gestanden, und das ihnen beide so manche Stunde verdorben, trat ihm hier in das Ungeheuerliche verzerrt noch einmal und zum letztenmal entgegen. Und er kam nicht darüber hinweg . . .

Wieder blickte er auf. Aber kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Er wollte den Brief noch einmal lesen, aber er fürchtete sich. Und er vermochte es nicht.

Er fuhr plötzlich auf —: wie wenn Bergmann durch — Selbstmord geendet hätte? — Wies nicht alles darauf hin — sein plötzliches Verschwinden? — — und dieser Brief? —

O, daß er sich auch mit niemand aussprechen konnte! — das war es ja gerade, was ihm fehlte. Den ganzen Tag war er umhergetappt, immer in der Dämmerung der Ungewißheit; nun verlangte ihn — damit er dem Grauen

in sich entfliehen konnte — nach Menschen, nach Menschen, mit denen er sprechen konnte und die ihm die Last zu tragen helfen gewillt waren.

Er sah nach der Zeit und war erstaunt zu sehen, wie spät es war.

Er rief den Kellner, zahlte, stand auf und ging hinaus. Leicht fand er die Pferdebahn. Er war ja die Strecke heute schon einmal gefahren. Selbst den Fahrpreis wußte er noch.

Es war dunkel geworden. Aber die Wärme des Tages kämpfte noch mit der Kühle des Abends: der erste schöne Tag des Jahres wollte Ehre einlegen und nicht schlechter enden, wie er begonnen.

Schnell sah und empfand nichts.

Über diesen Brief kam er nicht hinweg, und nie würde er über ihn hinwegkommen, das fühlte er.

*

Der Wirt eilte sofort auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand.

— Bitte, bitte, Herr Schnell, gehen Sie nur gleich ins Hinterzimmer, die meisten Herren sind schon da.

Das Hinterzimmer lag für sich abgeschlossen.

Man hatte ihn offenbar erwartet, denn man sprang auf, als man ihn sah, die einen hastig, die anderen langsam, und alles sah ihn an.

— Sehr erfreut, Ihre werte Bekanntschaft zu machen, mein Name ist Wernicke, sagte ein großer Mann mit blondem Bart, und gab ihm ebenfalls die Hand.

Schnell verbeugte sich und nun kamen die meisten näher — alle nannten ihren Namen und er, linkisch und schüchtern, sagte mehrere Male nacheinander „Schnell“ — und verneigte sich in der Richtung der Stimmen, die er hörte.

Er war sehr verlegen und froh, als er endlich mit Hilfe des Blonden Hut und Überzieher losgeworden war und am Tische saß, in einer Lücke, die man bereitwilligst für ihn durch Zusammenrücken gebildet hatte.

Noch unterschied er keinen der Anwesenden deutlich, außer dem Herrn, der ihn zuerst angesprochen. Nur ihm gegenüber, auf dem Sofa, saßen zwei weißhaarige, alte Herren, die einzigen, die bei seinem Eintreten nicht aufgestanden waren und sich im Laufe des Abends, in ihr eigenes stilles Gespräch vertieft, gar nicht um ihn kümmerten. Sie machten einen sehr würdigen Eindruck auf ihn und er quälte sich einige Zeit mit dem Gedanken, ob er ihnen auch regelrecht vorgestellt sei. Denn vielleicht sprachen sie nur nicht mit ihm, weil sie verletzt waren.

Die anderen Herren waren sämtlich jünger, in der Alterslage von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren vielleicht. Alle warteten — er fühlte es — offenbar in mehr oder weniger hochgespannter Erwartung auf das, was er ihnen erzählen würde, denn das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen und die Blicke nicht von ihm gelassen.

Wieder war es der Herr, der sich als Wernicke vorgestellt hatte, der dem Verlegenen gegenüber zuerst das Wort nahm.

— Wir haben gestern abend alle zuerst von dem plötzlichen Ableben unseres Freundes Bergmann gehört und sind durch diese unerwartete Nachricht in große Bestürzung versetzt worden. Sie haben die Nachricht ebenfalls erst gestern erhalten und haben infolgedessen die Reise hier unternommen?

— Nein, ich habe gestern nur einen Brief erhalten, daß er vermißt wird. Daß er nicht mehr am Leben ist, habe ich erst heute durch den Wirt dieses Lokals gehört.

Schnell sah nieder, es kostete ihm Mühe, zu antworten, und ein Gefühl hielt ihn zurück, zu sagen, wessen Brief es gewesen, der ihn gerufen.

Von der anderen Seite des Tisches rief jemand: „Aber das hat uns doch Timm schon erzählt, Wernicke."

Schnell sah flüchtig hin. Er war ein kleiner, schwarzer Mann, derselbe, der vorhin bei der Vorstellung besonders freundlich seine Hand geschüttelt hatte und hinzugefügt, sie seien Kollegen.

Sicher, sie wußten alle schon durch den Wirt von Paula Lindermanns Brief und schwiegen nur aus Rücksicht auf den Toten; so wollte er auch gar nicht von seinem Besuch bei ihr sprechen.

Daß er auf der Morgue gewesen sei, erzählte er auf die Fragen hin, die nun von mehreren Seiten kamen, auch daß er dort nichts anderes erfahren, als daß die Leiche dort gewesen und nun hinausgeschafft sei nach Friedrichsfelde, und vielleicht schon begraben; daß es zu spät gewesen, heute noch hinauszufahren, sahen alle ein. Übrigens schien den Armenkirchhof niemand zu kennen.

Was Schnell so, auf die Fragen von mehreren Seiten hin, erzählte, enttäuschte etwas. Sie hatten offenbar alle mehr erwartet zu hören, nachdem die meisten schon seit gestern abend von dem Tode wußten. Am wenigsten wollte es einleuchten, daß der Dahingeschiedene schon begraben sein sollte, ohne daß sie ihm wenigstens noch das Geleit gegeben hatten. Intim mit ihm befreundet war wohl keiner gewesen, aber Bergmann war doch seit einer sehr langen Reihe von Jahren Gast dieses Tisches gewesen, in großen Zwischenräumen freilich, doch nie unwillkommen. Einer der beiden alten Herren — zuweilen hatten sie doch zugehört, ihr Gespräch unterbrechend — warf ein, er sei, soviel er sich erinnere, unter den Anwesenden der gewesen, den er am längsten kenne.

Und außerdem: wie war er gestorben? — warum außerhalb seiner Wohnung und so plötzlich? — und warum war die Leiche ins Schauhaus geschafft und wie die des Ärmsten der Armen verscharrt worden? — Das alles waren Fragen, auf die man Antwort verlangte und Schnell, als man gesehen hatte, daß er ebensowenig imstande war, befriedigende Auskunft zu geben, trat wieder etwas zurück in der lebhaften Unterhaltung, die sich nun entspann, nachdem er eine halbe Stunde lang der ausschließliche Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen war.

Wie wohl ihm das tat! — Er war es nicht gewohnt, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu sehen, und nur mit innerer Qual hatte er die Fragen beantwortet, die Blicke auf sich ruhen gefühlt. Zwei Dinge waren seiner Natur immer unerträglich gewesen: das Alleinsein bei

Entschlüssen und beim Handeln, und zweitens: das Beachtetwerden. Am liebsten saß er in einer Gesellschaft still, sich nur hier und da am Gespräch beteiligend. Im übrigen sollten die Dinge, die zu ändern er der letzte war, gehen, wie sie gehen mußten. Dem außergewöhnlichsten Ereignis gegenüber, das je in sein Leben gegriffen hatte, war er zu einem schnellen Entschluß zwar fähig gewesen, und unter dem großen Eindruck, den dasselbe auf ihn gemacht, hatte er auch heute noch gehandelt. Mit welchem Erfolg aber? — Mit gar keinem.

Er war sehr niedergedrückt, aber zugleich fühlte er sich sehr erleichtert, als sei eine große Last von seinen Schultern genommen, an der er den ganzen Tag seit gestern getragen.

Er wollte völlig in seine Gedanken versinken, als er eine Hand auf seinem Arme fühlte. Neben den seinen rückte einer der Anwesenden einen zweiten Stuhl. Schnell hatte ihn noch nicht bemerkt. Es war eine merkwürdige Erscheinung, wie ihm deuchte. Er sah etwas derangiert aus, aber er hatte ein kluges Gesicht mit lebhaften Augen und nervösem Mienenspiel, ein Gesicht von großer Häßlichkeit.

Er sprach Schnell mit tiefer Stimme an, die zwischen jedem fünften Worte eine Pause machte, als ob es ihr an Atem gebräche.

— Verzeihen Sie, daß ich hier neben Ihnen Platz nehme. Ich heiße Straubelt, falls Sie meinen Namen vorhin nicht verstanden haben sollten. Ich kannte unseren Freund ziemlich gut und ich habe ihn noch vor einigen Wochen gesehen.

So weit kam er, und Schnell hatte ihm aufmerksam zugehört, als er durch die Bewegung, die durch alle Anwesenden plötzlich ging, unterbrochen wurde.

*

Die Tür ging auf und ein schlanker, noch junger und sehr sorgfältig gekleideter Mann stand auf der Schwelle, lebhaft „Guten Abend, meine Herren!“ rufend und mit der Hand nach allen Seiten die Zurufe erwidernd.

— Hertwig — Doktor — Dr. Hertwig, scholl es ihm entgegen. Fragen umschwirrten ihn. Doch der Angerufene warf seinen Überzieher ab und über den Stuhl und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung.

— Meine Herren — meine Herren! — wirklich, ich habe nur eine halbe Stunde Zeit, mein Wagen wartet. Ich bin nur hergekommen, um Ihnen einige Mitteilungen zu machen und vor allem mit diesem Herrn hier — er stand schon neben Schnell und streckte ihm die Hand hin, — einige Worte zu sprechen. Und er fügte hinzu: — Nicht wahr, Sie entschuldigen uns ein paar Minuten! — Darf ich Sie bitten, Herr ... Schnell nicht wahr, darf ich Sie bitten, mir ein paar Minuten ins Nebenzimmer zu folgen.

Er nahm den Aufstehenden unter den Arm, und den Zurückbleibenden, welche seine Art wohl kennen mußten, noch einmal stillschweigend, aber deutlich abwehrend: Laßt uns allein, bis wir wiederkommen! — führte er ihn durch das Gastzimmer in den Billardraum. Dort setzten sie sich an einen kleinen Tisch einander gegenüber. Schnell hatte noch kein Wort gesprochen. Er

stand vom ersten Augenblick an unter der sicheren, kurzen, energischen Leitung dieses Mannes. Er sah in kluge bewegliche Augen, in ein nervöses, graues Gesicht mit scharfen, fast bartlosen Lippen, auf einen Kopf mit schmaler, aber hoher Stirn und sorgfältig an der Seite gescheiteltem Haar, das schon dünner wurde. Die Art dieses Mannes zu sprechen war ganz die unbedingt bestimmte, klare, kurz angebundene des vielbeschäftigten Arztes.

Noch einmal reichte er Schnell die Hand. Dieser spürte den festen, fast schmerzenden Druck seiner, starkknochiger Finger.

— Sehr brav von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Und mit einer Handbewegung, die sagte: aber nun keine weiteren Einleitungen mehr, sondern gleich zur Sache, begann er seine Fragen: „Nun — und was wissen Sie jetzt?“

Schnell nahm sich zusammen nach Möglichkeit. Daß er hier keine langen Erzählungen machen durfte, fühlte er; es war nicht Jakob Timm, dem er gegenüber saß. Er zuckte die Achseln und machte ein trauriges Gesicht. Eigentlich mißfiel ihm diese geschäftige Kürze doch.

— Auf der Morgue ist die Leiche nicht, sagte er stockend.

— Nein, sie ist in Friedrichsfelde — entweder noch in der Baracke, oder in der Erde, das weiß ich.

Schnell sah erstaunt auf: wie, das wußte er schon? Der Doktor wurde schon ungeduldig.

— Aber den Brief, haben Sie denn den Brief?

Schnell wurde immer bestürzter. Auch das wußte er also. Er vergaß, daß er selbst dem Wirt alles erzählt hatte, was er selbst wußte. Gegen seinen Willen mußte er in die Tasche greifen und Bergmanns letztes Schreiben hervorziehen.

Der Doktor überflog die Adresse und gab es zurück.

— Es ist an Sie gerichtet, sagte er und sah ihn an.

— Lesen Sie es! — Schnell mußte dem Blicke so antworten, er konnte nicht anders.

— Nein, danke, nicht heute; nur eins sagen Sie mir: steht irgend etwas von Belang darin — ich meine letztwillige Bestimmungen oder dergleichen?

Schnell nickte.

— Dann bitte ich Sie, ihn lesen zu dürfen. Denn ich glaube, Sie werden die Notwendigkeit einsehen, daß wir uns hierüber gemeinschaftlich beraten müssen, wenn wir irgend etwas erreichen wollen?

— Es ist nur eine einzige Bestimmung, sie betrifft eine Sache für mich, sagte Schnell. Er wurde schon ängstlich, in neue große Geschichten verwickelt zu werden. Nein, das wollte er nicht; lieber wollte er auf die Sphinx verzichten. Aber noch ängstlicher, fast flehend, fügte er hinzu, als er sah, wie der andere ihm auf diese Worte hin den Brief zurückgeben wollte: „Ach nein, bitte lesen Sie doch! — Es ist ein schrecklicher Brief . . .“

Der andere ließ den goldenen Kneifer fallen, mit dem er fast unablässig spielte, und las. Er las verhältnismäßig lange, sehr aufmerksam; sein Gesicht, von dem der Lehrer keinen Blick ließ, blieb unverändert.

— Danke, sagte er kurz, als er geendet hatte, und

faltete den Brief wieder, ehe er ihn wieder mit einer kurzen Verbeugung zurückgab.

Eine kleine Pause entstand. Der Arzt sah ernst und nachdenklich vor sich hin und Schnell wagte nicht zu stören. Es war genau wie bei einer Konsultation.

— Haben Sie mir noch irgend etwas mitzuteilen, von dem Sie glauben, daß es uns helfen kann, die Sachlage klarer zu übersehen?

Der Lehrer war jetzt ganz außer Fassung. Er schüttelte nur den Kopf.

— So lassen Sie uns rekapitulieren, ganz kurz, bitte: Sie kannten Bergmann seit langem?

— Ja, seit zehn Jahren.

— Sie sahen ihn lange nicht?

— Seit sieben Jahren nicht.

— Sie korrespondierten mit ihm?

— Ja, aber ich habe seit einem Jahre keine Nachricht mehr von ihm gehabt.

— Dann erhielten Sie gestern den Brief Fräulein Paula Lindermanns?

— Ja, gestern.

— Kann ich auch diesen Brief sehen?

Schnell suchte das zerknitterte Papier aus seiner Brusttasche hervor. Genau die Szene wie vorhin. Nur schüttelte der Lesende diesmal den Kopf.

— Toll, sagte er, — ganz toll.

— Der Brief ist ja ganz ohne Adresse, rief jetzt Schnell, — und Bergmanns Wohnung wußte ich auch nicht mehr. Ich habe ihn erst in zwei früheren Wohnungen gesucht, ehe ich auf dem Meldeamte seine jetzige erfahren

habe; und in dieser erst habe ich durch einen Zufall die Herren hier gefunden, es lag eine Karte dort —

— Und hier fanden Sie die Adresse dieses Frauenzimmers? — Der Doktor gab den Brief mit der gleichen, höflichen, aber kurzen Verbeugung wie vorhin zurück.

— Ja, auch durch einen Zufall.

— Und das Weitere weiß ich.

Er rief laut ins Nebenzimmer: „Fritz, wollen Sie uns hier verdursten lassen?"

Während der Kellner zwei Gläser brachte — er war gegen den fremden Gast, dem er seiner Ansicht nach einen so großen Dienst damit geleistet, daß er ihm die Adresse gegeben, nicht mehr höflich — saßen beide schweigend.

Doktor Hertwig dachte offenbar angestrengt nach.

Er spielte nervöser noch als vorhin mit seinem Augenglase.

Dann stießen sie an und er wandte sich voll gegen Schnell: jetzt war er mit sich offenbar darüber im klaren, was zu geschehen hatte.

— Lassen Sie uns die Arbeit teilen, mein lieber Herr, und lassen Sie uns klar darüber werden, was jeder zu tun hat: Die Lindermann besuchen Sie wohl nicht gern zum zweitenmal?

— Nein, sagte Schnell. Ihm graute davor.

— Gut, so will ich sie benachrichtigen. Erstens, daß sie keinen Nachlaß zu erwarten hat, weil keiner da ist, zweitens, wann das Begräbnis ist. Wenn sie das erstere hört, wird sie von dem letzteren wohl fortbleiben.

— Glauben Sie denn, Herr Doktor, daß er noch nicht begraben ist? — Schnell warf es in fast freudiger Erregtheit ein.

Doch der Doktor ließ sich in seiner Gedankenreihe nicht gern unterbrechen.

— Einen Moment, wir kommen gleich darauf. — Sodann ist der Wirt seiner letzten Wohnung da. Er muß bezahlt werden, was wohl aus dem Erlös der zurückgelassenen Sachen von dem Vater schon geschehen ist. (Bergmann hatte nämlich einen Vater, ich weiß nicht, ob Sie das wissen . . .) Die Sphinx will ich Ihnen zu verschaffen suchen; ich glaube sagen zu dürfen, daß es mir gelingen wird. Ich kenne sie — es ist ein Kunstwerk, um das ich den Besitzer beneide . . .

— Nehmen Sie sie! rief Schnell hingerissen. Alles hätte er getan, um diesem Manne, unter dessen Bann er bereits stand, einen Gefallen zu tun. Aber er erschrak vor seinen eigenen Worten, als er das kurze Zurückweichen, das eigentümliche Lächeln um seinen Mund und den fast erstaunten Blick des Arztes sah, mit dem er gemessen wurde.

Er erhielt kein Wort der Entgegnung auf seinen Ausruf, den er um alles in der Welt zurückgenommen hätte und dessen er sich schon schämte.

— Nun zu Ihnen, klang die klare, präzise Stimme weiter. — Ich nehme an, daß Sie morgen noch hier sind und über Ihre Zeit zu dem Zwecke verfügen, der Sie hierher führte.

Die Leiche ist — daran kann kein Zweifel sein — entweder in der Friedenstraße, oder auf dem Gemeinde-

kirchhof zu Friedrichsfelde, oder bereits begraben. In der Friedenstraße ist sie kaum mehr. Aber Ihr Weg nach Friedrichsfelde führt Sie — Sie wohnen am Stettiner Bahnhof, nicht wahr? (— auch das weiß er, dachte Schnell, er weiß alles und nickte —) — sowieso diesen Weg. Es ist das beste, Sie erkundigen sich dort, bevor Sie das letzte Ziel erreichen.

Der Redende stand auf.

— Ist unser Freund schon begraben, so ist nichts mehr für uns zu tun. — Ist er es noch nicht, so geben Sie den Auftrag, die Beerdigung möge bis übermorgen früh verschoben werden, und — haben Sie die Güte — lassen Sie Timm, unseren Wirt, sobald wie irgend möglich die Stunde wissen, die Sie mit dem Totengräber vereinbart haben. Nicht zu früh, keinenfalls vor zehn, denn der Weg ist weit. Er streckte Schnell die Hand hin und lächelte dabei. Noch einmal spürte dieser den eigentümlichen festen Druck der feinen Finger.

— Das wäre wohl alles, was zu besprechen zwischen uns notwendig war . . . oder haben Sie —

— Herr Doktor, sagen Sie mir nur eines: glauben Sie, daß Bergmann Hand an sich gelegt hat? —

Der Doktor setzte sich noch einmal und zog auch Schnell an der Hand, die er noch nicht losgelassen, nieder. Er sah ihn fest und durchdringend an. Dann sagte er langsam: „Direkt nicht, nein. Ich weiß es. Ich will Ihnen auch sagen, was ich weiß (und was die anderen nicht zu wissen brauchen), weil Sie sein bester Freund gewesen sind, denn nur diesem hat er seine Sphinx vermacht.“

Der Ton seiner Stimme wurde wieder ganz geschäftsmäßig referierend.

— Bergmann verließ das Frauenzimmer etwa vor acht Tagen, nachdem er mit ihr und mit dem Brief an Sie Abschied von allem genommen, was ihn noch an das Leben band. Was er bis zum vorvorgestrigen Tage, seinem Todestage, getrieben hat, wo er war, wen er gesprochen, das alles wird wohl kein Mensch mehr erfahren. Ich will Ihnen gern meine Vermutung sagen: ich glaube er ging fort mit dem Gedanken den Tod zu suchen, vorher aber noch einmal in einsamen Räuschen — er liebte sie — Vergessenheit zu suchen. Der Tod ist ihm auf halbem Wege entgegengekommen: als er an genanntem Tage im Taumel der Trunkenheit etwa um die Mittagsstunde den Alexanderplatz überschreiten wollte, brach er zusammen und starb auf dem Transport zur Polizeiwache, wohin er gebracht wurde . . .

Schnell entzog ihm die Hand und legte den Kopf in die Hände. Aber er weinte nicht. Es graute ihm nur — es graute ihm vor allem.

Der andere wartete schweigend. Dann ließ er ihn vorangehen, wieder in das Nebenzimmer, wo man der beiden, die noch keine zwanzig Minuten allein geblieben waren, in der gespannten Erwartung der Neugier harrte.

Der Doktor blieb am Tische stehen, ohne sich zu setzen.

— Meine Herren, sagte er, — noch einmal: ich habe wenig Zeit und bitte Sie daher, mir gütigst einige Minuten zuzuhören. Was ich Ihnen über unseren Freund Bergmann mitzuteilen habe, ist zwar sehr wenig, aber die paar Nachforschungen, die ich heute angestellt habe,

haben immerhin etwas ergeben, was ich Ihnen — ergänzt durch die Mitteilungen unseres Gastes — nicht vorenthalten will . . .

Meine Herren, diejenigen unter Ihnen, welche Bergmann vor einigen Monaten hier zum letztenmal gesehen haben, es war der Abend, als wir das Faß zu Ehren Wernickes leerten, wissen, wie krank er schon damals war. Die Krankheit hat seitdem rapide Fortschritte machen müssen, um so mehr, als Bergmann sich nicht im geringsten schonte. Vor etwa vierzehn Tagen nun ließ er sich — nicht bei mir — bei einem Kollegen eine Konsultation zum Zwecke einer genauen Untersuchung geben. Acht Tage später verließ er seine Wohnung, offenbar in der Vorausahnung, daß er nicht mehr dorthin zurückkehren würde, denn trotzdem er in derselben scheinbar alles im früheren Zustand ließ, hat er doch seine sämtlichen Papiere, bis auf das letzte, vernichtet.

Was unser Freund nun, — der Redende hatte eine kleine Pause gemacht und sein Gesicht wurde noch ernster, — in den Tagen vor seinem Tode getan hat, wo er gewesen, wen er gesehen, mit wem er gesprochen, darüber könnte höchstens ein Zufall noch Auskunft geben. Wir können hierüber nur Vermutungen aufstellen, welche wir indessen lieber — eben weil es nur Vermutungen sind — für uns behalten wollen.

Die traurige Tatsache ist, daß Bergmann am vorvorgestrigen Tage, also am Sonnabend, mittags um die zweite Stunde etwa, in der Nähe des Bahnhofs Alexanderplatz, in einer wenig belebten Nebenstraße, von einem Herzschlag betroffen, plötzlich umfiel und sofort tot

war. Der Tote wurde zur nächsten Polizeistation gebracht, die Leiche noch am selben Tage zur Morgue geschafft und ausgestellt, dort von irgend jemand rekognosziert, der — Vater benachrichtigt ... Dieser ist es denn ja auch gewesen, der uns die traurige Mitteilung in der Weise gemacht hat, die er für üblich fand und die Sie kennen.

Er schwieg und zog — während die anderen über das Gehörte nachdachten — die Uhr hervor. Als er sah, wie spät es war, brachte er die beginnenden Äußerungen zum Schweigen und fuhr schneller fort: „Ich habe nun mit dem Jugendfreunde unseres Freundes, Herrn Schnell, der sich heute bereits die undenklichste Mühe gegeben hat, das Folgende verabredet: Herr Schnell fährt morgen nach Friedrichsfelde. Dort erfährt er, ob die Beerdigung schon stattgefunden hat oder nicht. Ist das letztere der Fall, so setzt er sie auf übermorgen früh fest und benachrichtigt uns hier, so daß jeder von uns, der gewillt ist, unserem Freunde die letzte Ehre zu erweisen, dazu in der Lage ist, wenn er morgen abend hier nachfragt. — — Aber nun, meine Herren — es ist wirklich Zeit für mich — ich habe heute nacht eine Geburt und morgen früh eine Operation —“

Er wollte gehen, aber man war nicht zufrieden damit.

— Wir können ihn doch nicht wie einen Hund einscharren lassen — rief einer.

Und ein anderer, ganz laut, es war Wernicke: „Der Alte wird doch hoffentlich für ein anständiges Begräbnis Sorge tragen lassen?“

Das war es, was sie alle wissen wollten und was sie alle am meisten quälte: ob der Vater wirklich — —

Dr. Hertwig trat noch einmal an den Tisch. Er

war sich offenbar noch nicht ganz schlüssig, was er sagen wollte und wie viel. Dann sprach er und Schnell fiel es auf, wie verschieden seine Art und Weise jedesmal war, je nachdem er zu einem oder zu vielen und über was er sprach: vorhin zu ihm, soeben und jetzt wieder. Er beugte sich vor, um ihn sehen zu können; er wünschte immer in dies unergründliche, schmale und blasse Gesicht und in diese merkwürdigen Augen sehen zu können.

— Wissen Sie, der Alte, begann der Doktor wieder und versuchte nervös mit der Rechten den Kneifer festzuklemmen, der Alte ist, ich will damit die Gefühle keines der Anwesenden verletzen, aber der Alte ist ganz einfach ein Vieh! Ich erlebe ja manches in meiner Praxis, na ja, aber — nun es genügt, wenn ich Ihnen sage, was mir der Wachtmeister auf dem Polizeiamt eben erzählt hat. Der Alte war nämlich gestern da, wahrscheinlich gleich nachdem — oder auch vielleicht vorher, ich weiß es nicht, und es ist auch ganz gleichgültig — ihn unserer wackerer Jakob Timm hier hinausbefördert hatte. Dieser Denkzettel hat offenbar nicht den geringsten Eindruck gemacht, denn auf der Polizei trat er mit der Forderung an, er sei der Vater des Verstorbenen und beanspruche als sein Eigentum, was bei demselben gefunden worden sei. Nun, man hat ihm denn auch gegeben, was da war, die Uhr mit der Kette und das Portemonnaie. Papiere sollen nicht vorhanden gewesen sein, in solchen Sachen war unser Freund ja immer sehr vorsichtig und in der Ahnung seines Todes hatte er denn auch alles vernichtet. Der Alte also packt denn auch alles ein und will gehen. Aber Sie werden Ihren Sohn doch wenigstens

begraben lassen wollen? — fragte man ihn. Und da antwortet der Kerl, — der Zwicker war dem Sprechenden wieder von der Nase gefallen und nervös mit dem ungebärdigen hantierend sprach er weiter, — machen Sie doch in Teufelsnamen mit der Leiche was Sie wollen! — Nun, vierundzwanzig Mark haben sie ihm aber doch abgenommen: so viel kostet das billigste Begräbnis —

Er schwieg, oder vielmehr, die Entrüstung der Versammelten hinderte ihn am Weiterreden.

— Pfui Teufel!

— Aber da hört denn doch alles auf!

— Nun, wir wissen ja, wie die beiden immer zusammen gestanden haben!

— Ich hätte den Kerl geohrfeigt.

So klang es von allen Seiten.

Nur Schnell schwieg. Nur er allein von allen wußte, woher diese tödliche Feindschaft datierte und er wohl war der einzige, dem der Tote einst davon gesprochen, einst, vor langen Jahren, in einer verschwiegenen Stunde des größten Zutrauens der Freundschaft, wo sich die Herzen einander öffnen, um auf den Grund blicken zu lassen, er wußte, daß die Erblindung der Mutter nur die Folge gewesen war von tausend in Jammer durchweinten Nächten, daß der Abscheu des Sohnes geboren war in der Stunde, als er gesehen hatte, wie der eigene Vater die eigene Mutter geschlagen, und daß der Haß des Vaters unversöhnlich geworden war, als er von dem Sohne blutig für seine Scheußlichkeiten gezüchtigt war.

Warum fiel ihm das alles jetzt erst wieder ein? — Jetzt erst, nachdem ihm doch schon gestern durch den

Brief des Weibes und heute mittag erst wieder von dem Wirt das Gedächtnis dahin gelenkt worden war und er noch eben erst gefragt war: Sie wissen doch, daß Bergmann einen Vater hatte?

Er hatte seinen toten Freund immer allein gesehen. Immer war seine Gestalt für ihn losgelöst gewesen, fernab von allem Verkehr, nie hatte er ihn gesehen in seinem Berufe, nie in seiner Familie, nie unter Freunden, nie mit einer Frau.

So war er immer ganz sein eigen gewesen — mochte er ihn nun besuchen auf seinem Zimmer, oder ihn treffen in dem Winkel irgend eines Bierhauses, oder mochte er mit ihm lange und einsame Spaziergänge machen.

Und so hatte er geglaubt, ihn wieder finden zu müssen — lebend, oder, hätte diese Vorstellung in ihm Möglichkeit werden können, tot: allein, wie er ihn hatte leben sehen, allein unter so vielen Menschen.

Nun aber! — Da war ein Weib, das er streifen mußte, um seine letzten Worte zu hören; da waren Freunde, oder wenn auch nicht Freunde, so doch Bekannte langer Jahre, aus deren Kreis heraus er ihn finden, und unter die gemischt er ihn, wenn er ihn gefunden, wieder und für immer dann verlieren mußte; und da war — ganz noch im Hintergrunde, aber doch schon drohend nah — diese sein'en Gefühlen unfaßbare Gestalt, die er nicht kannte, die ihm nur einmal, von der Hand des eigenen Sohnes, gezeichnet war vor langen Jahren, die ihn erschreckte und vor der ihm graute!

Nein nicht er, nicht er; er war nicht geschaffen für alle diese Aufregungen.

Er zitterte förmlich; er sah nicht auf, um nicht gesehen zu werden.

Er wurde auch nicht mehr bemerkt. Alle waren im lebhaftesten und lautesten Gespräch begriffen über das zuletzt Gehörte, das Unerhörte, das sie empörte. Hin und her wogte das Gespräch . . .

Dr. Hertwig war gegangen, gleich nach seinen letzten Worten. In der Tür stand Jakob Timm und hörte zu. Fritz lief hin und her, denn es wurde sehr viel Bier getrunken.

Schnell fühlte sich fremd in dem Kreise.

Er hätte jetzt gern das Gespräch mit dem Herrn geführt, der vorher zu ihm gekommen war; aber der sprach jetzt mit einem anderen und schien ihn ebenfalls ganz vergessen zu haben.

Er war zu verlegen, als daß er es gewagt hätte, aufzustehen und so von neuem die Blicke aller auf sich zu lenken.

Aber er sprach den Wunsch nach Hause zu gehen gegen den Blonden aus, der Wernicke hieß. Er versprach ihm noch einmal, morgen Nachricht zu geben. Als sie dann zusammen — möglichst unbemerkt — aufstanden, wurde es dennoch gesehen und alle sprangen empor.

Wie, er wolle schon gehen? — das sei schade. Aber gewiß, er würde müde sein.

Und es war dasselbe Händeschütteln, dieselben Verbeugungen, wie vorhin.

Dann setzte sich alles wieder und das Gespräch war bereits wieder aufgenommen, als Schnell noch in der

Tür stand, Fritz bezahlte und sich von dem Wirt verabschiedete.

— Die Hauptsache ist, daß sie ihn ausbaldowern, sagte Timm. Dann wollen wir ihn auch begraben, trotz dem Kerl, dem Alten.

Und er drückte Schnell mehrmals kräftig die Hand.

Zwei der Herren brachten den Gast bis zur Straßenecke und achteten darauf, daß er in den richtigen Wagen stieg. „Auf morgen!" — waren ihre letzten Worte.

*

Er fuhr heim. Er war übermüdet und über alle Maßen traurig, nun, wo er wieder allein war. Aber die Müdigkeit war so groß, daß sie ihm nichts mehr recht zum Bewußtsein kommen ließ.

Einmal sah er auf, als der Wagen hielt und eine grobschrötige Alte sich an seinen Knien vorbeischob: vor ihm stand wieder — undeutlich verschleiert durch die trüben Fensterscheiben — jenes seltsame Gebäude, das ihn vor einigen Stunden hatte aufschauen lassen. Auch diesmal starrte er es verständnislos an. Und ein anderes Mal, als der Wagen abermals hielt, zogen in buntem Zuge alle die Straßen, welche er heute — an diesem einen Tage — schon durchfahren, an ihm vorüber und ordneten sich dann zu einer langen Linie, die ihn im Geiste noch einmal um diese ganze, große Stadt herumführte.

Dann war er in seinem Hotel und lag entkleidet in dem feuchten und harten Bett, unfähig, Schlaf zu finden.

Seine Nerven waren überreizt. Und so lag er fast die ganze Nacht in unruhigem Halbschlummer, der ermüdender noch ist als Wachen, und sah sich bedrängt von ungewohnten und fremdartigen Traumgestalten.

Er hatte das Licht brennen lassen, so müde war er gewesen. Nun brannte es langsam nieder, den Raum mit üblem Dunste füllend, und erlosch erst gegen Morgen.

Zuweilen stöhnte der Schläfer und griff mit der Hand ängstlich neben sich; aber der Platz an seiner Seite, wo sonst die warmen Glieder seines Weibes lagen, war leer. Dann fuhr er in die Höhe, um zurückzusinken, ohne zum Bewußtsein erwacht zu sein.

Gegen Morgen wurde er ruhiger. Das letzte Bild, das ihn bedrängte, war das einzige, dessen er sich beim Erwachen noch erinnerte, war: wie Bergmann ihm mit blassem Gesicht und überlegenem Lächeln seinen eigenen Brief vorlas . . .

Es war nicht das schrecklichste dieser Nacht.

3.

Der gestrige Tag war eine große Hetzjagd gewesen. Fieberhafte Unruhe und die ganze Qual des ersten Schmerzes über den Verlust hatten ihn erfüllt.

Den Lebenden, den er gestern noch gesucht, konnte er nicht mehr finden; ihn wiederzusehen, wie er gehofft, das hatte ihn in bebender Erwartung und unruhiger Freude vorwärts getrieben. Heute blieb ihm nichts zu tun mehr übrig, als den Toten zu suchen. Aber der war geduldig geworden und konnte warten . . .

Vielleicht kam er noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Sarg in der Erde verschwand; vielleicht hatte sie ihn schon aufgenommen und alles, was er gewesen war, war verschwunden — ohne Spuren, als einen Hügel frischen Sandes.

Die Wünsche der Ungeduld dehnen die Stunden; die Ruhe gibt ihnen ihr gewohntes Maß. Das empfand Schnell heute. Was er tat, tat er langsamer; und doch glaubte er überall schneller von der Stelle zu kommen.

Er brach früher auf als gestern. Schon vor der achten Stunde saß er auf dem Omnibus, dann bestieg er die Pferdebahn und so ging es die ganze traurige und dunkle Landsbergerstraße hinunter bis zum Friedrichs- hain. — In der Friedenstraße hatte er ziemlich lange

zu suchen, bis er die angegebene Nummer fand. Es war das kleine Haus des Totengräbers, an das er endlich kam. Aber die Tür war verschlossen. Ein Hund an der Kette bellte ihn an.

Im Hintergrund des großen, wüsten Gartens sah er arbeitende Männer. Er ging auf sie zu.

Sie warfen tiefe Gräben auf; Schnell erkannte nicht zu welchem Zweck, aber er sah beim Näherkommen, wie unter den Würfen der Schaufelnden menschliche Gebeine zum Vorschein kamen. Er mußte an einem Haufen aufgeschichteter Knochen vorbei. Sie waren morsch, zerfallen, brüchig, Fleisch und Haut verwest, und sie waren wahllos aufeinander geworfen: hier lag ein Wirbelstück, daneben ein Schienbein, und dort eine Schädeldecke, auf der die Haare noch wie eine zerzauste Perücke saßen.

Schnell ging vorüber. Einer der Männer kam ihm entgegen; die anderen hörten auf zu buddeln.

— Ist hier die Sammelstelle für gefundene Leichen?

— Jawohl.

— Ich möchte mich nach der Leiche eines Freundes erkundigen, die von der Morgue hierhergeschafft ist.

Der Mann nickte gleichgültig.

— Wie hieß er denn?

— Bergmann — Karl Bergmann.

Der andere gab ihm ein Zeichen, zu folgen, und sie gingen auf ein einstöckiges, freistehendes Haus zu. Es war in drei Räume geteilt und in dem einen von ihnen standen fünf bis sechs Särge von verschiedener Größe. An jedem hing ein Zettel. Der Arbeiter las an den

großen Särgen einen nach dem anderen und Schnells Augen lasen mit.

— Nee, hier is er nich mehr. Wann soll er denn herausgekommen sein? —

Das war es eben, was Schnell selbst noch nicht wußte und wonach er gestern in der Morgue dummerweise nicht gefragt hatte.

— Ja, denn weeß ick et nich, sagte der Arbeiter. — Ick bin ja man bloß Arbeiter hier. Denn is et schon am besten, Sie gehen zum Totengräber selber, und er zeigte dem Fremden — sie waren langsam bis zum Straßentor zurückgekommen — das nächste kleine Haus, dessen Giebel kaum über die hohe Umfassungsmauer des Kirchhofs hervorragte.

Schnell dankte dem Manne und ging weiter. Es waren nur wenige Schritte. In dem Bureau des Totengräbers trat ihm statt seiner selbst eine Frau entgegen, und Schnell stellte seine alte Frage.

— Ja, mein Mann ist ausgegangen, sagte sie, griff aber doch nach den Büchern. Schnell stand dabei, sah, wie sie eins nach dem anderen aufschlug und offenbar das rechte nicht fand.

Es war eine hübsche, starke Frau, mit weichem, unordentlichem Haar und offenbar etwas dumm.

— Das vom Armen-Kirchhof finde ich gar nicht, sagte sie. Sie wollte ihm schon gern helfen, das sah er.

— Kann es das nicht sein? fragte er, denn dicht vor ihm lag ein dickes, noch neues Foliobuch in grauer Leinwand mit schwarzem Rücken.

— Nein, sagte sie, schlug es aber doch auf, und mußte sogleich hinzufügen: — Da ist es ja doch.

Sie standen nebeneinander und sahen gleichzeitig auf die letzte der beschriebenen Seiten. Das erste, was Schnells Blick fand, war der Name seines Freundes.

— Da, rief er, und seine Stimme zitterte vor Erregung, — das ist er!

— Karl Bergmann, las die Frau.

Und dann lasen sie beide das Datum.

— Den Zwanzigsten — der war ja erst gestern.

— Wo ist nun die Leiche? fragte er hastig.

— Nun, in Friedrichsfelde.

— Ist sie schon beerdigt?

— Das wird sie wohl. Mein Mann sagte mir, daß dort immer alle gleich beerdigt werden, die hinkommen.

Sie sah, wie diese Antwort ihn bedrückte und meinte, indem sie das Buch zuklappte, gutmütig: „Vielleicht kommen Sie doch noch zurecht, wenn Sie gleich hingehen.“

Natürlich wollte er gleich hin und mit dem neuen Ziel: Friedrichsfelde ausgerüstet — diesmal war es wirklich das Endziel — bedankte er sich bei der freundlichen Frau, die in ihre Küche zurückschlürfte, und machte sich auf den weiteren Weg.

Natürlich mußte er wieder fahren. So fragte er nach der Strecke, den ersten besten der Vorübergehenden.

— Friedrichsfelde-Lichtenberg? — war die Gegenfrage.

— Dann steigen Sie man in den Wagen, der auf dies Geleis kommt . . .

Er wartete; dann stieg er ein. Er wollte sich nicht

unnütz ermüden, und setzte sich; er wußte, wie sehr er seine Kräfte heute nötig hatte.

— Nach Friedrichsfelde, sagte er, als der Schaffner kam.

— Wir fahren nach Lichtenberg, sagte der.

— Ist denn das nicht dasselbe?

— Nein. Aber Sie können ja mitfahren und dann zu Fuß nach Friedrichsfelde gehen. Also bis zu Ende, nicht wahr?

Schnell nickte wieder. Was sollte er jetzt aussteigen, nachdem er schon eine Strecke weit gefahren war ungefähr in der Richtung, in der, wie er wußte, Friedrichsfelde lag? — Er machte einen Umweg. Seinetwegen, ihm war es jetzt schon gleich.

Der Wagen war fast gefüllt von Viehhändlern. Sie sprachen in einer breiten und rohen Sprache miteinander, die Schnell nur halb verstand.

Er ärgerte sich über sie und er ärgerte sich auch über den Schaffner, der ihm keine nähere Auskunft über seinen Weg gegeben hatte. Fragen mochte er ihn nun auch nicht. Die Menschen waren doch eine unfreundliche Bande.

Er sah durch die bestäubten Fenster des rollenden Wagens.

*

Wie für ihn innerlich über dem ganzen Tage, so lag auch äußerlich über der Natur, nicht wie gestern ein lockender, zitternder Sonnenschein, sondern die graue Eintönigkeit eines nüchternen, erwartungslosen Frühjahrsmorgens, ohne Wärme und ohne Leben.

Ein frostiger Wind wehte über die Landschaft und trieb den grauen Sand der leeren und unbebauten Flächen über die noch häuserlosen Straßen.

Er war der letzte Passagier, aber der Wagen fuhr immer weiter — an den langen Mauern des Zentralviehhofs vorüber und weiter, bis die ersten Häuser wieder begannen. Sie waren endlich in Lichtenberg. Das halbe Dorf durchfuhren sie, die andere Hälfte mußte er zu Fuß durchschreiten.

Er fragte zwei-, dreimal nach dem Wege nach Friedrichsfelde.

Er bekam Übung im Fragen und tat es ganz dreist. „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht sagen —“ usw.

— Ach, da haben Sie aber noch sehr weit! hieß es jedesmal.

Endlich war er auf einer großen geraden Chaussee, die sollte er nun noch zwanzig Minuten hinuntergehen. Unverdrossen ging er weiter, nicht schnell, nicht langsam. Er fragte nun auch nicht mehr. Vorwärts kam er ja doch nicht schneller und sie sagten ihm ja doch alle dasselbe, die dummen Menschen: immer eine halbe Stunde; eine halbe Stunde auch dann noch, wenn er sie schon gegangen war.

Sein Anzug war noch mit dem Staub des gestrigen Tages bedeckt, und seine Stiefel waren schlecht gewichst. Er kam sich verwahrlost vor, wo er die sorgende Hand seiner Frau einen Tag nicht fühlte. Als sei er die ganze Nacht gar nicht aus den Kleidern gekommen, so war ihm. Er hatte auch zu schlecht geschlafen! —

Und welche Träume das gewesen sein mochten, die seinen Schlaf verscheucht hatten! . . .

Vieles fiel ihm ein, während er so dahin schritt: daß er seiner Frau versprochen hatte, gleich eine Karte zu schreiben und es nicht getan; daß er sich von Dr. Hertwig gestern abend nicht verabschiedet; daß der Hausknecht in dem Hotel doch eigentlich ein frecher Patron war, was brauchte der ihn wohl so anzusehen; daß er gewiß einen schweren Stand haben würde, wenn er nun zurückkäme nach A., besonders in den ersten Tagen; daß . . .

So ging er hin.

Immer weiter zog sich die Chaussee hin, in gerader Linie und in unabsehbarer Länge durch abgebrochene Häuser und kümmerliche Baumreihen hin.

Viel trieb ihn vorwärts, aber noch mehr hielt ihn innerlich zurück. Er wollte es sich selbst nicht gestehen, daß er sich fürchtete. Die zehnte Stunde war bereits vorüber. Er wußte es nicht, sonst wäre er vielleicht weitergegangen. So wollte er noch ein wenig ruhen und trat in einen Garten, der vor einer wüsten Kneipe lag. Er setzte sich an einen der rohen Holztische, auf dem der Staub von der Landstraße sich dicht gelagert hatte.

Kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Als er einige Minuten so gesessen hatte, erschien von der Stadt her ein Haufe junger Burschen. Sie gingen je zwei und zwei, ihnen voran zwei Trompetenbläser, ihnen nach und zur Seite ein sechsmal größerer Haufe schmutziger Kinder.

Es waren Eingezogene. An ihren eingetriebenen Zylinderhüten trugen sie bunte Bänder und an ihrer

Brust verwelkte Blumensträuße. Sie waren mehr oder weniger betrunken, augenscheinlich hatten sie die Nacht durchzecht. Nun füllten sie die frühen Morgenstunden mit dem rohen Gebrüll ihrer heiseren Stimmen und den unharmonischen Tönen ihrer Blechinstrumente.

So wälzten sie sich heran, in den Garten, wo Schnell allein saß, und alle Kinder strömten ihnen nach. — Sie verschwanden in dem Hause. Die Kinder trieben sich zwischen den Bänken und Tischen herum, ihre Wiederkehr erwartend.

Der Wirt hatte den Gast im Garten gesehen und brachte ihm Bier. Es war ungenießbar.

Der Ekel über das Gesehene trieb Schnell auf: so zogen diese Menschen in das Leben voll Schmutz und Erniedrigung, das ihm Bergmann einst als die „dreijährige Lehrzeit im Handwerk des Mordens" bezeichnet hatte. Wie er, dem selbst jede selbständige Betrachtungsweise fehlte, immer und immer wieder — wenn auch unbewußt — in all diesen Jahren unter dem fortwirkenden Einflusse seines einzigen Freundes gestanden hatte, so fiel ihm auch in dieser Stunde einer seiner Aussprüche wieder ein. Seltsam! — nie hatte er sich so klar gemacht, wie sehr er doch eigentlich — lange von ihm schon getrennt — noch abhängig von ihm gewesen war bis heute.

Es trieb ihn auf, in Hast, Angst und in einer unsäglichen Bestürzung. Die Kinder stürzten sich auf das kaum berührte Glas.

Unter seinen Füßen quoll der Staub auf und der unfreundliche Wind zwang ihn den ganzen Weg, den Hut festzuhalten. Er sah nicht mehr auf, sondern ging

immer geradezu. Erst als er die Eisenbahnbrücke überschritten — man hatte ihm von einer Brücke gesprochen — sah er auf. In der Ferne zur Linken erblickte er jetzt das Ziel seines Weges.

Er schritt, nachdem er nach links abgebogen war, immer noch fünf Minuten.

*

Endlich stand er vor dem großen Tore, das die Aufschrift „Gemeinde-Friedhof für Berlin" trug, und hinter dem das gemeinsame Grab aller Armen dieser großen Stadt lag.

Links lag ein Haus. Schnell klingelte an seiner Pforte. Wieder war es eine Frau, die ihm öffnete und ihn anwies: er möge nur zu dem Aufbewahrungsschuppen der Leichen gehen, dort werde er schon einen Arbeiter finden, der ihm Auskunft geben würde.

Und so war es auch. An dem Schuppen — er war recht groß — traf er auf einen Trupp Arbeiter, welche von den Gräbern her kamen, und einer aus ihm kam sogleich auf ihn zu.

— Karl Bergmann? — nee, der ist hier nicht beerdigt.

Das wurde sehr bestimmt gesagt, aber Schnell ging diesmal anders vor.

— Die Leiche ist hier, sagte er, — wenn sie also nicht beerdigt ist, so muß sie noch hier liegen.

Der Arbeiter zuckte die Achseln.

— Ich habe keinen Totenschein bekommen, ich weiß es ja doch. Aber wir können ja nachsehen.

Er ging und ließ Schnell stehen.

Es verging eine Weile. Schnell sah auf die großen Türen des Schuppens. Er sieht aus wie eine Wagenremise, gerade so, dachte er.

Der Arbeiter kam wieder. Er trug ein Bund Schlüssel, und ein zweiter Mann, ein Alter in grauen Haaren, folgte ihm, der fragte: „Wann soll er denn herausgeschafft sein? —"

— Gestern abend. Ich komme eben von der Friedenstraße.

— Det stimmt. Er is hier.

Der erste war noch immer im Zweifel. Er knurrte irgend etwas. Aber der andere brachte ihn zum Schweigen.

— Et stimmt, sage ich dir. Die steht noch drin, mach' nur auf.

Da schloß der, welcher die Schlüssel trug, auf.

Schnell wurde blaß vor innerer Erregung. Aber er nahm sich tapfer zusammen.

Endlich also war er am Ziel!

Es war ein kapellenartiger Raum, der sein Licht durch zwei Fenster von der Hinterseite her empfing. Er war vollkommen leer, nur vier bis fünf gelbe und schwarze Särge standen auf dem Boden, der sauber gefegt und mit Sand bestreut war. Diese Särge waren ganz roh, nach einem Modell gearbeitet: aus acht schlecht gehobelten Brettern flüchtig zusammengehämmert und mit etwas Farbe bestrichen.

Zwei der Särge waren Kindersärge in verschiedenen Größen; die Zettel, welche an den anderen befestigt waren, wurden von dem Arbeiter halblaut gelesen. Es war gerade so wie in der Friedenstraße.

— Hier is er, sagte er bei dem letzten, der am weitesten rechts stand.

Schnell stand mit dem Alten noch in der Tür. Er war noch blässer geworden und am liebsten wäre er umgekehrt.

Aber alles hielt ihn hier: Pflicht, Grauen, Neugier, Furcht. Und, die ihn plötzlich überkam, eine große Sehnsucht, seinen Freund noch einmal zu sehen . . .

Daher trat er vor, als der Arbeiter, noch aus seiner gebückten Stellung, die er eingenommen, um den Zettel zu lesen, zu ihm herauf fragte, ob er den Sarg öffnen sollte, und nickte beistimmend und bittend.

Der Arbeiter zog gleichmütig einen kurzen Meißel aus der Tasche und setzte ihn dort, wo ein fast fingerdicker Riß zwischen den dünnen Brettern klaffte, und ein gelbliches Stück Bahrtuch hervorlugte, an. Mühelos, mit ein paar leichten Ansätzen einer Hand hob er den Deckel empor; die Nägel folgten ohne Schwierigkeiten. Der Deckel fiel polternd zur Seite nieder.

Ebenso gleichgültig zog der Arbeiter das Tuch von dem Gesicht der Leiche fort über die Brust. Dann trat er beiseite.

Schnell stand jetzt dicht vor dem Sarge.

Aber gegen seinen Willen fuhr er zurück und ein Schauder ergriff ihn: Das war nicht Karl Bergmann! — das war nicht der, den er kannte! — —

Der Körper dieses Toten war lang und mager; die Hände waren zu beiden Seiten niedergefallen. Das Gesicht war entstellt: das Haar klebte zusammen und fiel in zottigen Büscheln über die wachsgelbe Stirn, über

deren rechte Seite sich eine tiefe, kaum geheilte Narbe zog; die Augen waren geschlossen, nur das Lid des rechten war etwas emporgezogen und ließ das untere Weiß des Augapfels sehen; die Nase war spitz und zum Munde zogen sich tiefe Furchen; die Lippen waren verzerrt und standen halb geöffnet; das Gebiß war stark lädiert und zeigte Lücken; die Wangen waren fast ohne Fleisch und die Backenknochen traten stark hervor; das Kinn war mit Bartstoppeln dicht bedeckt, wie die Backen. Der ganze Kopf war etwas nach links geneigt und hintenüber gebeugt, so daß Hals und Kehlkopf aus dem mürben Tuche hervorsahen. Unter der gelben Haut schimmerten dunklere, grünliche Flecken, die besonders am Halse sichtbar waren — die Flecken der Verwesung. Er sah aus, als sei das Gesicht durch Faustschläge entstellt und der Hals von krallenden Fingern gewürgt worden.

Um das Gesicht ganz sehen zu können, hätte Schnell sich dicht neben den Sarg, an sein oberes Ende stellen und herniederblicken müssen.

Aber der Geruch der Verwesung, der emporstieg, war so entsetzlich, daß er es nicht vermochte, sondern sich noch weiter zurückwandte.

— Ja, es is Zeit, sagte der Alte und kam näher, als er den Ausdruck des Entsetzens in dem Gesicht des Fremden sah. Und leiser murmelnd fügte er hinzu: „Erst wollen sie immer, daß man aufmachen soll, und dann hat es doch keinen Zweck —“

Schnell verstand den Sinn und er schämte sich. Nein, er wollte nicht so feig sein, wie dieser Mann da dachte.

Er trat nochmals vor und nun stand er dicht neben dem Sarge zu seinen Häupten.

Er faltete die Finger um den Hut und sah nieder, fest, still, einige Minuten lang. Und nun erkannte er seinen Freund: diese entstellten, verzerrten, schrecklichen Züge verwandelten sich ihm plötzlich und nahmen alte, ihm bekannte Formen an — jetzt sah er in die Augen seines Freundes, die seinen Blick zurückgaben, und jetzt erkannte er diesen Mund, der zu ihm zu sprechen schien ... die tiefen, dunklen, dämmernden Gefühle der Trauer wallten in ihm auf.

Das Grauen fiel ab von ihm und ein tiefer, heißer Schmerz ergriff ihn. Er wollte sich niederbeugen zu dieser Stirn und die Hand seines Freundes ergreifen, um sie noch einmal zu drücken, noch einmal, zum letztenmal — —

— Nee, lassen Sie es man lieber, hörte er die Stimme des Arbeiters, der sich unterdessen mit dem Sargdeckel zu schaffen gemacht hatte, und sah dessen abwehrende Bewegung, und plötzlich empfand er wieder den Geruch der Verwesung und das Übelbefinden ergriff ihn wieder.

Er wandte sich ab und ging zur Tür.

Er schwankte und stolperte. Er sah nicht mehr, wohin er ging. Es war dunkel vor seinen Augen, doch nicht von Tränen ...

Der Alte stand draußen. Er packte den Hinaustretenden beim Arm und reichte ihm eine Flasche.

— Na ja, sagte er, — det ist doch immer so. Trinken Sie nur mal, es ist echter Nordhäuser.

Er sah, daß der Fremde kein „feiner Herr“ war und

vielleicht ebenso arm, wie er selbst; und es war wohl nicht das erstemal, daß er die Segnungen seiner Pulle in einem solchen Falle erprobte.

Schnell war gerührt durch die Freundlichkeit und nahm einen kleinen Schluck. Er tat ihm wirklich wohl.

Dankend gab er die Flasche zurück. Dann suchte er in seiner Tasche nach einem Trinkgeld. Der Alte war zufrieden mit dem, was er ihm gab. Er sah wohl, daß hier nicht viel zu holen war.

— Nun können wir ihn denn wohl beerdigen? — fragte er.

Dadurch wurde Schnell erst wieder daran erinnert, weshalb er eigentlich gekommen.

Er erklärte die Lage, daß er nicht allein sei, und trug seine Bitte vor, noch einen Tag zu warten.

Ja, einen Tag ginge es schon noch, aber keinenfalls länger; und dann müßten sie sich an die Zeit halten. Morgen um zehn Uhr früh? — Gut, aber dann müsse er auch da sein, denn warten könnten sie nicht.

In dem Raume, dessen Tür noch offen stand, wurde der Deckel wieder auf den Sarg genagelt. Die Hammerschläge tönten laut und hart in den stillen Mittag hinein.

Schnell gab dem Alten die Hand und ging.

— Also morgen früh um zehn Uhr!

Ja, ganz pünktlich, er wollte dafür sorgen.

Noch einmal wandte sich der Lehrer schon im Gehen um. Aber er sah nichts mehr, als einen Teil des schwarzen Sarges, und die Armbewegungen des Mannes, der an ihm arbeitete.

*

Ein kalter Wind kam über die Felder und ein grauer Staub hüllte ihn fast ein, als er der Chaussee zuschritt.

Der starke Alkohol hatte seine Nerven erregt. Wunderbar, dachte er, was so ein einziger Schluck doch für Wirkungen hervorbringen kann.

Er wurde jetzt wehmütig gestimmt.

Nach dem bittern, brennenden Schmerze kam jetzt wieder die Lösung in die stillere Trauer, die ihm wohltat. Sie glich der kühlen Dämmerung nach der heißen, quälenden Sonne des Sommertages.

Er ging hin, zu Boden sehend, und strebte, vorwärts zu kommen.

Er hatte ihn verloren, seinen besten, seinen einzigen Freund. Doch er mußte sich fragen, ob er ihn nicht erst seit heute, sondern seit langem schon verloren? — Es war eine sehr gute und sehr innige Freundschaft gewesen und doch hatte ihr sicher eins schon damals gefehlt: das Vertrauen auf der einen Seite. Etwas Fremdes hatte immer für ihn in Karls Erscheinung gelegen, und dies Fremde war sicher nicht nur durch die von den seinen so gänzlich verschiedenen Lebensgewohnheiten und -Ansichten bedingt.

Wenn es wahr war, daß in jeder dauerhaften Freundschaft, wie in jeder Ehe, der eine Teil der Schwächere und der andere der Überlegenere ist, so war er sicher immer der Schwächere gewesen. Er hatte ja auch nie etwas anderes sein wollen, war er doch schon dankbar genug, daß er überhaupt dieser Freundschaft gewürdigt wurde. Indessen er war älter geworden in den Jahren. Und vielleicht, wenn sie heute noch zusammen wären,

vielleicht würde das Verhältnis dasselbe sein, aber was ihm früher nie zum Bewußtsein gekommen, das würde er heute empfinden . . .

Er fühlte, er würde nicht mehr andächtig schweigen können, wie früher, zu Bergmanns barocken, und wie er glaubte, oft ganz ruchlosen Ansichten. Er würde ihm antworten, ihm entgegnen, wäre es auch nur, um seine entgegengesetzte Anschauung nicht feig zu verschweigen, und die allein würde schon eine Störung ihrer Freundschaft bedeuten. Und aus dieser Störung würde eine Verstimmung werden, und aus der Verstimmung ein Riß entstehen, und — —

Er erschrak, als er sich über diesen Gedanken ertappte. Und er kam soeben von der Leiche!

Er schauderte zusammen und schloß unwillkürlich die Augen, um das Bild nicht mehr zu sehen, das wieder vor ihm emporstieg in seiner ganzen Schrecklichkeit. Der kranke Geruch der Verwesung umwehte ihn wieder in seiner ganzen Widerlichkeit . . .

Er sah auf. Er war an der Landstraße.

Es war Mittag vorbei. Die Straße war fast leer.

An der Ecke, in einem neuerbauten Hause, befand sich eine Destille mit einem großen Schankraum. Er sah sauber aus und Schnell betrat ihn. Er setzte sich an einen Tisch und trank und aß; er aß mit Hunger, Eier und etwas Käse und Schnitten frischen Brotes. An den anderen Tischen saßen Maurergesellen bei ihrem einfachen Mittagsmahl. Sie kamen von der Arbeit und waren von oben bis unten mit Kalkstaub und Sand bedeckt. Ihre Gesichter sahen aus wie bepudert. Sie

brachten die frische Kühle des Tages mit in das überheiße Lokal . . .

Der Lehrer saß ziemlich lange an seinem Tische und lauschte, um seine Gedanken abzulenken, auf ihr Gespräch. Es war die erste Teilnahme seit zwei Tagen, die er der Außenwelt schenkte. Er hatte so lange den Dialekt nicht gehört, der ihm so vertraut war; und er dachte an allerlei Erlebnisse früherer Jahre, die von selbst sich ihm wieder zeigten.

Endlich stand er auf und ging, aber er ließ die Chaussee jetzt rechts liegen und schritt auf den Bahnhof zu, der nur wenige Minuten entfernt war. Ein Zug zum Schlesischen Bahnhof stand gerade zur Weiterfahrt bereit und er erreichte ihn noch. Während der Fahrt versank er wieder in kleine, trübe und dunkle Gedanken, wie er überhaupt, seitdem das Ziel so gut wie erreicht war, mehr und mehr zurückfiel aus der plötzlichen Erhebung in die gewohnte Erschlaffung.

Er gab nicht acht auf seine Umgebung, aber er kam doch in Berlin in die richtige Pferdebahn und nach einer langen Fahrt an sein Hotel.

Er ging gleich auf sein Zimmer und klingelte. Er verlangte eine Postkarte und Tinte und Feder. Denn es lag schwer auf ihm, daß er noch immer seiner Frau die versprochene Nachricht nicht gegeben hatte. Nun konnte er ihr doch die Tatsachen in ihrer traurigen Klarheit geben, auf welche sie in höchster Spannung wartete. Denn alles war ihnen gemeinsam geworden in der Ehe — jede Freude und jeder Schmerz und Verborgenes gab es nicht zwischen ihnen. Doch während er auf dem Sofa

saß und wartete, überfiel ihn eine ungeheure Müdigkeit und kaum hatte der Kellner — ein schmieriger Kerl in abgetragenem Frack und zerknitterten Vorhemd — sich wieder entfernt, als er zurücksank und einschlief; fest und traumlos schlief er fast zwei Stunden, übermüdet von der Aufregung und Unruhe des vergangenen Tages, der erregten Nacht und dieses langen Morgens.

Es dämmerte bereits, als er erwachte. Die fünfte Stunde war vergangen. Er war ganz verstört, als er sah, wie lange er geschlafen hatte.

Er mußte ja nach Moabit.

Er ließ sich keine Zeit mehr, die Karte zu schreiben, sondern vertröstete sich mit dem Gedanken, daß sie morgen kaum früher ihr Ziel erreichen könne, als er selbst.

Er wünschte sich Gesicht und Hände zu waschen, aber im Kruge war kein Wasser. Nicht einmal dafür war gesorgt . . . Er mochte nicht abermals den Kellner rufen. Er schämte sich, so lange geschlafen zu haben.

*

Er hatte Kopfschmerzen bekommen von dem Schlafen zu so ungewohnter Zeit, und er verspürte einen üblen Geschmack im Munde. Er hatte keine Lust zu dem Gange zu Jakob Timm und so schlenderte er dahin, bis er die Ecke der Chausseestraße erreichte.

Seltsam: er kam immer wieder in diesen Tagen auf die Plätze zurück, wo er schon gewesen war. Hier hatte er vorgestern abend, gleich nach seiner Ankunft gestanden, und hier war er gestern zu verschiedenen Malen vorübergekommen.

Als er auf den Wagen wartete, fiel sein Auge auf die bunten Blätter der Litfaßsäule.

— Königliche Schauspiele. Opernhaus. Götterdämmerung.

Er war musikalisch und spielte gern und ziemlich viel. Für Wagner schwärmte er. — Ein großer, vermessener Wunsch stieg in ihm auf: wenn du hingingest! In die Götterdämmerung!

Zuerst, im ersten Augenblick, kam ihm dieser Einfall ganz ungeheuerlich vor. Er — in Trauer um seinen Freund — von seinem Sarge kommend, um zu seinem Grabe zu gehen – es war einfach unmöglich.

Aber der Wagen, auf den er wartete, wollte nicht kommen. Und ganz langsam begann die Vernunft in ihm zu siegen. Wem schadete er denn damit? — Was war mehr geeignet, seine Trauer zu bannen, was mehr geeignet, ihm edlere Linderung zu verschaffen, als diese Musik? —

Und dann: wer erfuhr denn davon? — Wer kannte ihn denn hier? — Und wer würde ihn denn hier je wiedersehen? —

Eine so große Sehnsucht war in ihm nach diesem Genuß. Durfte er ihn sich entgehen lassen? — Seit langen Jahren hatte er nichts mehr gehört und gesehen, und vielleicht würde sein Leben zu Ende gehen, ohne daß er wieder so nah war dem, was jetzt vor ihm lag.

Der Preis des Platzes schreckte ihn noch. Er würde natürlich einen der billigsten nehmen, aber dennoch — durfte er es? — Er fühlte nach seinem Portemonnaie. Doch — langen würde es schon noch. Zwar war sein

Hotel noch nicht bezahlt und das Billett für die Rückfahrt war noch nicht gelöst, aber dafür hatte er gestern und heute mittag auch fast nichts gegessen, und heute abend konnte er schließlich auch mit einem kalten Happen zu Bett gehen.

Und dann: er fühlte, daß er endlich diesen Gedanken, unter deren tyrannischem Bann er nun seit Tagen gestanden, entfliehen mußte und sei es auch nur auf eine kurze Weile. Nicht daß er glaubte, seine Pflicht nun schon erfüllt zu haben; eigentlich hatte er trotz aller Mühe so gut wie nichts getan, und das, was er heut abgemacht, auch das würde sonst von diesem energischen Dr. Hertwig getan worden sein, aber sein Geist war so verwirrt von den Ereignissen der letzten Tage, daß er sich danach sehnte, ihn abzulenken. Wie nötig dies war, sah er schon an diesem Widerwillen, mit dem er sich dagegen sträubte, heute abend in der großen Gesellschaft alles, was geschehen war, noch einmal von A bis Z durchzuhecheln.

Ja, er wollte ins Opernhaus! — —

Aber dann mußte er schreiben. Und so — immer wieder den Zettel anblickend, und gestoßen und umdrängt von den eilenden Menschen, immer noch einmal wieder zu der Säule zurücktretend — entschloß er sich endlich.

In den Prachtsälen — zum drittenmal in diesen Tagen betrat er sie — kannte ihn der Kellner schon. Dort schrieb er einen Brief an Timm, des Inhalts, daß das Begräbnis auf morgen früh zehn Uhr angesagt sei und daß er bäte, ihn bei den Herren zu entschuldigen, wenn er sie hiervon nur schriftlich benachrichtige.

Er beeilte sich sehr und stand sofort wieder auf, als

er die Zeilen geschrieben und noch einmal überflogen hatte; seine Handschrift war wie gestochen, ein Muster der Kalligraphie; für Bergmann war sie — wie ihm jetzt wieder einfiel — stets ein Gegenstand des Spottes gewesen, obwohl er als Stenograph allen Grund gehabt hätte, sie zu würdigen.

Der Rohrpost, von der er gehört hatte, die er aber nicht kannte, traute er nicht recht. So gab er den Brief einem Dienstmann. Er bereute es aber sofort, als er hörte, daß er siebzig Pfennig dafür zahlen sollte; es schien ihm unerhört, so viel Geld für einen Gang auszugeben, denn er hätte selbst machen können.

*

Die Oper begann früh, aber er wußte von früher her, wie schwer es war, in den größeren Berliner Theatern in letzter Stunde noch einen guten Platz zu bekommen und beeilte sich.

Während er so die Straße hinunterging, über die Weidendammer Brücke und an dem Bahnhof der Stadtbahn vorbei, wo ein großes Gedränge herrschte, an den neuen Hotels, den strahlenden Läden, durch diese Gegend, die sich in den letzten Jahren so sehr verändert hatte, daß er Mühe hatte, sie wiederzuerkennen, dachte er daran, daß dies der erste Gang in diesen Tagen war, dessen Ziel nicht Karl Bergmann war. Und während in ihm wieder ein Gefühl der Unsicherheit über seinen Entschluß aufstieg, konnte er sich doch die Freude nicht verhehlen, die er empfand, wenn er dachte, welchem Genuß er jetzt entgegenging.

Die Linden lagen schon hell erleuchtet da. Schnell eilte sie hinab.

Die Kasse des Opernhauses war eben eröffnet und langsam schob er sich vor. Das Geld hielt er bereit in der Hand.

Das Treppenhaus war noch fast leer. Nur die Inhaber von unnumerierten und Stehplätzen stürmten an ihm und den würdevollen Beamten vorüber. Er vergaß, daß er keine Eile zu haben brauchte, denn er hatte einen festen Sitz und fast noch eine Stunde Zeit. Er verbrachte sie an dem kleinen Büfett und in den engen Gängen, wo er durch die Scheiben auf die weiten Plätze hinunterlugte, ungeduldig und erwartungsvoll, und eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung war er auf seinem Sitze.

Zum erstenmal seit langen Jahren war er wieder in einem Theater und zum erstenmal im Opernhause, das er früher nie betreten. Er saß im dritten Rang und hatte im Hinblick darauf, daß in diesem Bühnenraum die Plätze ohne alle Rücksicht auf das Publikum angelegt sind und gewissermaßen nur eine Umrahmung der „Hofloge" zu bilden bestimmt sind, keinen ganz schlechten Platz.

Langsam füllte sich das große Haus. Er beobachtete alles und ohne Ärger stand er immer und immer wieder auf, um die Ankommenden an sich vorbeizulassen.

Endlich trat die Stille ein, die den Beginn bedeutete und zu ihm herauf drangen die ersten Klänge des Vorspiels. Der Vorhang hob sich und aus dämmerndem Dunkel heraus ertönte der Gesang der Nornen . . .

Von diesem Augenblick an saß der junge Lehrer vornübergebeugt, atemlos lauschend, wie gebannt und alles um sich her völlig vergessend. An nichts anderes dachte er, als an das, was er sah und hörte. Selbst in den Pausen verließ er seinen Platz nicht. Er fühlte nicht die schwüle Hitze, die mit jeder Stunde größer wurde bis zur Unerträglichkeit; er empfand nicht die Längen und es störte ihn nicht, daß er nur das wenigste verstand, denn den Luxus eines Textbuches hatte er sich nicht gestattet.

Es war eine ganz mittelmäßige Vorstellung. Nur Brünhilde war herrlich.

Außerdem ließ die Ausstattung sehr viel zu wünschen übrig: die Verwandlungen gingen schwerfällig vor sich, die Beleuchtungseffekte, auf die so viel ankam, versagten des öfteren, die Mannen standen da wie Holzklötze, Grane, das Roß von so edler Zucht, wie kein anderes, war ein rührender alter Klepper, der aus den Kulissen, hinter welchen er festgehalten wurde, in den Bühnenraum hineinschnupperte und zuweilen mit verwunderten Blicken das Publikum zu fragen schien, was er eigentlich hier solle, und bis zum Schluß, wo rauchende Balken, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit ausgestopften Fensterkissen hatten, von dem sehr merkwürdig konstruierten Scheiterhaufen und von der Höhe herniederfielen und die Götterdämmerung in etwas unwahrscheinlicher Weise einbrach, wollte keine rechte Illusion aufkommen.

Aber was war das alles für den Lehrer, der nie gewagt hätte, auch nur die leiseste Kritik zu üben und

dem alles von Anfang bis zu Ende schön, erhaben, großartig war?! —

Und was war das alles gegen diese Musik, die stundenlang in unerschöpflicher Fülle und Pracht aus der Tiefe empordrang, geheimnisvoll, überwältigend, betäubend, siegend? — —

Alles hatte er vergessen. Und nur einmal dachte er an seinen Freund: als die Männer den toten Siegfried unter den erhebendsten und ergreifendsten Klängen auf dem Schild die Felsenhöhe hinauftrugen . . .

Da ging eine Ahnung, eine dunkle, durch seine Seele, daß der, welcher Karl Bergmann geheißen hatte und nun auch ein Toter war, doch wohl in dem Besten seines Wesens nie von ihm verstanden war, und daß er, der zwar kein großer Held gewesen war, doch eine Persönlichkeit besessen hatte, die sich in manchem weit durch eigene Kraft hinausgehoben hatte über den Staub und den Schmutz des Tages, der ihn endlich überflutet und fortgerissen — — —

*

Fast taumelnd trat er hinaus aus dem heißen Hause in die kühle Nacht.

Er fühlte sofort, wie müde er war.

Die Richtung seines Weges fand er von selbst. Nur zuweilen sah er auf, wo er war. Es war die Kenntnis vergangener Tage, die ihn richtig leitete.

Es war spät, als er in sein Hotel kam.

Der Portier war trotz seiner Schlaftrunkenheit merklich

freundlicher, was der empfindliche, stets ängstliche und mißtrauische Lehrer sofort bemerkte.

Als er gegangen war, sah er den Grund: auf dem Tisch lag ein Brief und ein Paket; beides sei am Abend von einem Herrn „in einem Wagen" abgegeben worden.

Der Brief lautete:

„Werter Herr Schnell!

Auf Ihren Brief von heute nachmittag hin werden sich morgen früh zu der angegebenen Zeit eine Anzahl Herren auf dem Kirchhofe zusammenfinden; ich selbst fahre hinaus und werde mir erlauben, Sie morgen früh, präzise neun Uhr, abzuholen. Haben Sie die Güte, bereit zu sein.

Die Angelegenheiten mit dem Wirte Bergmanns sind ebenso endgültig erledigt, wie jene mit seiner Geliebten; das beiliegende Paket enthält sein Vermächtnis an Sie.

Ergeben

Dr. med. Hertwig."

Diese Zeilen, welche Schnell mehrmals las, waren auf eine Briefkarte in einer feinen, ausdrucksvollen, originellen Handschrift und mit Blei geschrieben — offenbar in Eile und unterwegs.

Sorgfältig wurde die Umbindung und die Hüllen von der Sphinx gelöst. Als das Seidenpapier entfernt war — es knisterte leise in der Stille des Zimmers unter den Händen des Lehrers — stand die Sphinx da: beleuchtet von der flackernden Flamme des Lichtes.

Wie schön war doch dieses finstere Gebilde!

Aber der Lehrer hatte — trotz seiner Freude, die über den Brief fast ebenso groß war, wie über den neuen Besitz — keine Augen mehr für seinen Zauber.

Ihn fröstelte, sein Kopf war schwer von der Musik, er war müde. Er suchte das Lager auf und schlief sofort. Und fest, ruhig und traumlos, wie nur je, schlief er diese Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen.

4.

Er war sehr früh auf an diesem Tage.

Eine traurige Ruhe lag über ihm. Er hatte nichts mehr zu tun. Alles war so klar jetzt. In den letzten Tagen dieser Wirrwarr, seit gestern abend alles klar und einfach. Nichts, nichts mehr hatte zu geschehen, als ihn einzusenken in die Erde . . .

Er nahm sogleich nach dem Ankleiden sein Frühstück, denn sein Hunger erwachte mit Gewalt, als ihm einfiel, daß er gestern abend zu Bett gegangen war, ohne ihn zu stillen; er hatte ihn nicht gefühlt.

Gleich nach dem Frühstück ging er aus. Er hatte jetzt noch eine volle Stunde Zeit, bis der Doktor kommen sollte. Er bummelte umher, wieder der Chausseestraße zu. Dort kaufte er zuerst ein Spielzeug für seinen Knaben, dann eine Kleinigkeit für seine Frau. Die Läden — kaum erst geöffnet — waren noch leer und er konnte in Muße mit den wieder arbeitfrischen Verkäufern aussuchen.

Ebenso langsam bummelte er zurück. Fast gegenüber seinem Hotel, in einem Keller, war ein Kranzgeschäft, denn die Bergstraße mit ihren Sophienkirchhöfen war in der Nähe. Dort erstand er einen einfachen Kranz mit

weißen Atlasschleifen; solche mit Inschrift wollte er nicht haben.

In seinem Zimmer packte er seine Sachen. Es war in wenigen Minuten geschehen und alles war nun bereit für die Abreise.

Den Kranz stellte er in das Gemach des Portiers. Dann ließ er sich die Rechnung geben und bezahlte sie. Das Zimmer kostete richtig zwei Mark pro Nacht, sonst hatte er nur noch das Frühstück zu bezahlen.

Auch das war geschehen, und um die letzte Viertelstunde nicht allein mit seinen traurigen Gedanken verbringen zu müssen, schlug er noch einmal das Kursbuch nach. Ganz richtig: sein Zug ging um halb zwei am Nachmittag. Erst gegen acht war er in A. Es war ein Bummelzug, aber einen späteren konnte er nicht gut nehmen, wollte er morgen zur rechten Zeit antreten. Denn seine Schule begann einen Tag um den andern um sieben Uhr.

Außerdem durchschlich heute morgen so etwas wie Sehnsucht nach seinem kleinen Heim sein Herz und er dachte viel an seine Frau und sein Kind, seit er die Geschenke für sie gekauft. Wie viel würde sie ihn fragen — schon deshalb durfte er nicht mitten in der Nacht ankommen.

Er blickte erwartungsvoll zum Fenster hinaus, die Uhr in der Hand. Pünktlich zur festgesetzten Zeit sah er einen Wagen vor der Tür halten: er ergriff seinen Kranz und eilte hinaus.

Der Hausknecht schaute ihm nach. Sein Respekt

vor dem Schullehrer aus Pommern war im Steigen, auch war das Trinkgeld nicht einmal so schlecht gewesen — er war hier nicht verwöhnt.

*

— Ah, schon fix und fertig! rief Dr. Hertwig und reichte Schnell die Hand. — Schön. Dann können wir gleich weiter.

Schnell setzte sich an seine Seite.

Der Kutscher, ein alter, ehrwürdiger Johann, zog leicht an. Es war ein hübsches, kleines, zweisitziges Coupé, in dem sie nun fast eine Stunde lang dahinrollten, nicht mehr ganz neu, und offenbar als Gelegenheitskauf aus zweiter Hand erstanden, aber höchst bequem und gut gefedert.

Schnell konnte die Male zählen, in welchem er in einem Wagen gefahren war. Abgesehen davon, daß er überhaupt vor der energischen Art und Weise des Doktors so etwas wie Furcht empfand, und daß er nicht sicher war, ob seine gestrige, schriftliche Botschaft nicht etwa doch verübelt worden war, bedrückte es ihn, so dahinzurollen, als sei der Wagen sein eigen.

Aber der Doktor fing gleich ein Gespräch an und beruhigte zunächst seine Gewissensbisse.

— Sie haben ganz recht getan, zu schreiben, meinte er. — Was sollten Sie auch in dieser fremden Gesellschaft, von der übrigens nur ein kleiner Teil kommen wird! — Gewiß haben Sie alte Freunde und Bekannte wieder aufgesucht?

— Nein, sagte Schnell leise. — Ich habe keinen Freund hier gehabt außer Bergmann.

Der Doktor zog ihm die Decke über die Knie, denn es war empfindlich kühl und der Wind wehte frostig.

— Hm, machte er und rückte seinen Kneifer.

Daß er in der Oper gewesen sei, mochte Schnell ihm nicht erzählen; das lag für ihn selbst hinter ihm, wie ein ganz wunderbarer, unerfaßlicher Traum, in den er sich erst versenken mußte, wenn er in der Öde seiner pommerschen Stille mit sich wieder allein war . . .

Statt dessen wurde er nun viel gefragt: nach seiner Frau und seinem Kinde; nach seiner Stellung, ihren Vorzügen und ihren Nachteilen; nach seinen Neigungen, und nach seinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft: alles in der ruhigen, unbeleidigenden Weise der aufrichtigen Teilnahme. Dennoch aber war es dem Ton der weiteren Fragen anzuhören, daß die Antworten den Fragenden nicht besonders interessierten und dieser lenkte denn auch bald mit ihnen in die Vergangenheit zurück; es war offenbar, daß er wissen wollte, was den Verstorbenen in so außergewöhnlicher Weise für diesen kleinen, schüchternen Mann so eingenommen hatte, daß er ihm die beste Freundschaft, der er je fähig gewesen, geschenkt hatte. Aber auch, was er hier hörte, war in der Färbung kaum anders, und Dr. Hertwig sah sich in seiner Erwartung getäuscht, so daß er zu sich sagte: Merkwürdig . . . Nun, es wird eine seiner Launen gewesen sein . . . Hintergrund, den er brauchte . . . Und außerdem: alle Menschen, die bis in ihr spätes Alter hinein so bemuttert werden, haben das Bedürfnis, sich zu rächen, indem sie wieder bemuttern, einerlei, was

oder wer es ist ... Als die Alte tot war, nahm er sich das Weib ... So sind sie!

Das kleine braune Pferd lief munter dahin, sanft gestreichelt von Zeit zu Zeit von der Peitsche, froh der Bewegung in der frischen Morgenluft.

Bereits näherte man sich den Grenzen der Stadt. Schnell kannte die Namen der Straßen nicht mehr, durch welche sie fuhren.

Die beiden Männer im Wagen sprachen jetzt wieder von der Angelegenheit, die sie zusammengeführt hatte.

— Sehen Sie, sagte der Doktor, — wir hätten schließlich wohl auch soviel zusammengebracht, um ihm ein Grab auf einem der anderen Kirchhöfe zu geben. So ganz schlimm, wenn auch gerade genug für die meisten von uns, die auf ein schmales Gehalt und ein geringes Einkommen angewiesen sind, wäre es nicht gewesen: es hätten sechs Mark für das Auskaufen und vierundsechzig für die Übertragung bezahlt werden müssen. Aber bedenken sie die Schererei. Bei uns in Deutschland geht nichts ohne Polizei — wir hätten ihre Erlaubnis haben müssen, und das wäre erst der Anfang gewesen. Eine unendliche Kette von Mühsalen aller Art hätte sich daran geknüpft. Ich kenne das. Und wer von uns hätte die alle auf sich nehmen können? Ich nicht und kein anderer; keiner von uns hat soviel Zeit.

Er schwieg einen Augenblick. Schnell dachte, er habe gewiß genug schon getan und sagte es auch.

— Ach, das war ja nichts. — Und dann: wie scheußlich ist das nicht für jeden, der nicht, wie wir Ärzte, daran gewöhnt ist, so ein Stück Fäulnis überall herumzu-

schleppen? — Bergmann, das weiß ich, hätte es sich verbeten. Dem war es ganz gleichgültig, was mit seinem Kadaver nach seinem Tode geschieht. Denn sentimental war er nicht, unser Freund, das eine muß man ihm lassen . . .

Ich bin dagegen gewesen und das haben sie denn auch schließlich eingesehen.

Ich — er sagte es mit anderer Betonung — ich halte es überhaupt für einen unerhörten Skandal, daß man nicht alles Tote überhaupt sofort verbrennt. Aber das erlaubt der Staat ja nicht, der allmächtige, große; nun, es ist nicht das größte seiner Verbrechen . . . Ja, ja, mein lieber Herr, Dummheit, Unbildung, Roheit, Arroganz — die haben noch die Gewalt in allen Dingen . . .

Sie schwiegen beide. Schnell wagte nichts zu entgegnen. Das war ja beinahe noch schlimmer, als Bergmann . . .

Plötzlich fuhr der Arzt wieder auf.

— Sie haben doch nicht etwa einen Pfaffen bestellt?!

— Nein.

— Nun, das war auch gut. Denn sonst, glaube ich, würde Bergmann wieder aufstehen . . . In solchen Dingen vertrug er keinen Spaß.

Die Häuser von Friedrichsfelde begannen.

Die Fahrt wurde immer ungemütlicher. Der Staub, den die Hufe des Pferdes aufwirbelten, flog den Fahrenden ins Gesicht und der Doktor zog die Krempe seines weichen Filzhutes nieder.

Auf den hügeligen Feldern, welche man jetzt weithin überblicken konnte, drehte hier und da eine einsame Windmühle, die noch aus den guten Zeiten der Postkutsche stammte, ihre schwerfälligen Flügel.

Eine tödliche Stille lag über der Gegend. Selten, daß ein Mensch dem Wagen entgegenkam, noch seltener, daß sie an einem anderen Wagen vorüberflogen.

Und wieder und immer wieder lenkte sich das Gespräch zu Bergmann zurück.

Schnell sah wohl, Dr. Hertwig war ihm nur flüchtig von der Kneipe her befreundet gewesen.

— Wir haben uns zeitweilig ziemlich oft gesehen. In der ersten Zeit haben wir uns ständig gezankt. Die anderen lachten stets darüber.

— Ja, er war sehr reizbar, bestätigte der Lehrer.

— Aber er war ja krank, unheilbar krank, sagte der Arzt und hob die Hand, um auf ein großes rotes Gebäude, das zur Linken in weiter Ferne, halb versteckt von den hügeligen Feldern, ragte, zu weisen.

— Dort hätte er geendet, wäre ihm der Tod nicht zu Hilfe gekommen.

Schnell war ernstlich befremdet.

— Das Gefängnis? — fragte er unsicher.

— Ach was, sagte der andere fast grob (dieser Lehrer war aber auch gar zu schwer von Begriff), — Bergmann war ein Mann von tadelloser Anständigkeit.

Es ist das Irrenhaus, fügte er unwirsch und fast widerwillig hinzu.

Schnell sah ein, wie dumm er gewesen war. Er

wurde rot. Das war das zweitemal, daß er diesem Manne Gelegenheit gegeben hatte, ihn zu verweisen.

Sie sprachen wenig mehr und in abgebrochenen Sätzen. Außerdem näherten sie sich nun ihrem Ziele.

*

Als der Wagen an der Ecke angelangt war, traten aus der Wirtschaft, in der Schnell gestern sein einfaches Mahl verzehrt, vier Männer. Es waren Jakob Timm, in feierlichem, schwarzen Gehrock und Zylinder, Wernicke, der blonde Riese, Straubelt, der sich, wie Schnell erfuhr, stets ganz besonders für Bergmann interessiert hatte, und ein vierter Herr, sehr still und zurückhaltend, dessen Name bei der Vorstellung nicht verstanden wurde, als er ihn dem Lehrer nannte.

Man begrüßte sich fast schweigend und ernst, erzählte, daß man kaum drei Minuten hier gewartet habe und konstatierte, daß man gerade zur rechten Zeit komme: es war genau fünf Minuten vor zehn Uhr.

Der Doktor ließ seinen Wagen hier halten und die sechs Herren schritten dem Kirchhof zu. Sie gingen je drei und drei, Schnell mit Wernicke und Straubelt voran.

Wernicke fragte ihn, wo er gestern gewesen sei und weshalb er nicht gekommen, und Dr. Hertwig, dessen scharfes Ohr diese Frage gleich vernommen — er schritt dicht hinter ihnen — kam ihm zur Hilfe: „Herr Schnell wird wohl noch andere Bekannte in Berlin haben und die Gelegenheit wahrgenommen haben, sie aufzusuchen.“

Schnell wollte durchaus nicht sagen, daß er in der Oper gewesen sei; er schwieg auf die Frage und sagte

etwas davon, daß man ihn entschuldigen möge, er sei sehr müde gewesen . . .

Sonst wurde wenig gesprochen auf dem kurzen Wege. Man war sich bewußt, zu welchem Zwecke man gekommen war.

Die Eingangspforte war erreicht und Schnell wies gleich nach links. Übrigens schien Dr. Hertwig hier ebenfalls bekannt zu sein. Man ging dem Schuppen zu.

Dort waren die Arbeiter schon bereit. Die Türen des einen Raumes standen auf.

— Guten Morgen. — Guten Morgen, meine Herren, klang es halblaut. Die Gekommenen sahen sämtlich auf den Sarg, die einen neugierig, die anderen ergriffen von dessen Armseligkeit.

Schnell nickte dem Alten von gestern zu.

— Dann können wir wohl gehen, fragte der eine der Arbeiter, — oder kommt noch jemand? —

— Es kommt niemand mehr, sagte der Doktor.

Der Alte winkte den anderen Arbeitern und ohne weitere Umstände hoben diese den Sarg in die Höhe und trugen ihn an den Zurücktretenden vorbei; diese schlossen sich in schnellgewählter Ordnung an. Man ließ dem Lehrer den Vortritt, und da dieser mit dem Arzt gekommen war, so gingen die beiden nebeneinander; die anderen vier folgten ebenfalls zwei und zwei.

Keiner sprach mehr.

Alle aber — mit Ausnahme Dr. Hertwigs — waren bedrückt von dem Anblick dieses Kirchhofes: in große Felder abgeteilt, deren Anfang und Ende durch kurze, schwarze Pfähle, auf denen die Jahreszahlen — die

„Jahrgänge“ — eingeschnitten waren, bezeichnet wurden, reihte sich hier Grab an Grab, eins dicht neben dem anderen. Kein einziger Hügel erhob sich aus dieser Fläche, und nur hier und da, ganz vereinzelt, ragte ein kleines Holzkreuz, ein einfacher Stein, lag eine aufgeschlagene Porzellanbibel, ein verdorrter Kranz . . .

Die Namenlosen lagen hier: sie, die jetzt nichts mehr waren, als eine Nummer, die kein Mensch mehr zählte.

Alle lagen sie hier durcheinander und nur eines war ihnen allen gemeinsam gewesen: in ihrem Tode waren sie arm, verlassen, freudlos gewesen und darum hier eingescharrt.

Ganz schmale Fußpfade durchschnitten nach je zwei Reihen diese mit peinlichster Genauigkeit und Einförmigkeit eingeteilten Bezirke, welche man für Beete hätte halten können, wenn ihre Flächen nicht weithin mit Gras bedeckt gewesen wären, das jetzt das schmutzige Gelbbraun des noch winterlichen Rasens zeigte . . .

Der Sand der Wege klebte sich an die Stiefel der Männer.

Sie waren an allen Abteilungen vorbeigeschritten und an der letzten Reihe angelangt, wo das brachliegende Land des Gartens begann. Drei Gruben lagen offen da und zwei Arbeiter gruben schon an der vierten.

Bei der ersten hielten die Träger, die Arbeiter hörten auf zu graben und die Leidtragenden stellten sich im Halbkreis um die Erdöffnung.

Einen Augenblick entstand ein lautloses Schweigen. Dann, als keiner sprach, wurden die Stricke um den Sarg

gelegt und langsam glitt er in die Tiefe, während alle ihr Haupt entblößten.

Während sie näher an den Sarg herangetreten waren, empfanden alle den starken Verwesungsgeruch, der zwischen den schlechtgefügten Brettern hervordrang. Mit ernsten Augen — jeder mit seinen Gedanken beschäftigt — folgten alle dem allmählichen Verschwinden des Sarges.

Nur Dr. Hertwig, der am weitesten nach hinten stand, sah sich um; sein Gesicht hatte einen abgespannten und müden Ausdruck, nun da ihn niemand ansah.

Der Sarg war unten angelangt und der Alte hielt eine Schaufel Sand den Umstehenden hin; jeder nahm dreimal die Hand voll und leerte sie in die Tiefe, Schnell zuerst, dann Wernicke und Timm, zuletzt der Arzt. Die beiden Kränze folgten, erst warf Schnell den seinen hinunter, dann gab Wernicke dem zweiten einen Schwung.

Jetzt ertönte zum erstenmal die Stimme des Alten in gleichgültigem, unbewegtem Tone: „Ich bitte um ein stilles Gebet . . .“

Die Stirnen neigten sich. Keiner betete; keine Lippe bewegte sich. Der Doktor wurde unruhig.

Da ertönte plötzlich das fassungslose, gepreßte Schluchzen des Lehrers in die Stille. Er hatte sich lange gehalten; nun überwältigte es ihn.

Es war wie eine Erlösung für alle. Man drängte sich um den Weinenden und gab ihm die Hand; und während man noch die letzten Blicke auf das Grab warf, das die Arbeiter bereits zuzuschütten begannen, wandte man sich schon zum Gehen, immer um Schnell geschart, der immer heftiger weinte.

Es war, als habe man plötzlich die verlorene Sprache wiedergewonnen. Man tauschte Bemerkungen in Fülle aus: alles, was jedem eingefallen war während dieser traurigen Zeremonie, die überstanden zu haben sich jeder freute.

Man sprach durcheinander, jeder mehr als er zuhörte: von der Gemeinheit des Alten, der seinem Sohne nicht einmal ein anständiges Begräbnis besorgt hätte; davon, daß man einen Gedenkstein setzen wolle auf gemeinschaftliche Kosten, er brauche nur ganz einfach zu sein, aber die Stelle sollte doch wenigstens bezeichnet werden; wie traurig der Kirchhof in seiner unermeßlichen Ausdehnung und schrecklichen Öde und Stille sei — ein richtiges Massengrab; und man sprach von der geschäftsmäßigen Eile und Formlosigkeit dieses Begräbnisses . . .

Und man sprach auch wieder von sich. Jeder äußerte seine Meinung über das Begrabenwerden: dem einen war es gleich, was mit ihm geschehe; der andere war wie der Doktor für Leichenverbrennung; Wernicke erklärte, es sei ihm ein unerträgliches Gefühl, nicht in der Nähe der Seinen ruhen zu dürfen: schon sein Vater habe für ein Familienbegräbnis gesorgt, in das kämen sie alle . . .

Sie gingen alle schnell der Chaussee zu, wo der Wagen des Doktors hielt. Es war kalt und von den Feldern her kam der scharfe Wind.

Fast glich es einer Flucht, wie sie so schnell und in eiligen Gesprächen dahinstapften.

*

An der Ecke winkte Dr. Hertwig seinem Wagen. Er wandte sich zuerst, freundlich, aber eilig an Schnell: „Wollen Sie wieder mitfahren, Herr Schnell?“ —

Dieser machte ein ängstliches und unschlüssiges Gesicht. Er fürchtete, die anderen Herren zu beleidigen, wenn er sich ihnen schon wieder entzog.

— Ich muß um halb zwei reisen, sagte er zögernd. — Mein Urlaub geht heute zu Ende.

— Wir bringen Sie zum Bahnhof, sagte Wernicke, — nicht wahr? —

— Ja, gewiß. Bleiben wir doch alle zusammen bis dahin, wenn keiner etwas anderes vorhat.

— Nun denn — war des Doktors Antwort, — aber mich müssen Sie entschuldigen. Er verabschiedete sich von allen. Er bemerkte, daß er am Abend kommen werde. Schnell war der letzte, dem er die Hand gab. Er hielt sie etwas länger.

— Kommen Sie gut nach Hause! sagte er. — Ich habe mich gefreut, Sie gesehen zu haben, trotzdem der Anlaß zu unserer Bekanntschaft ein so trauriger war. Sollten Sie je wieder nach Berlin kommen, so treffen Sie uns alle sicher wieder bei Timm!

Er lüftete seinen Hut und Schnell nahm den seinen ab, indem er etwas von Dank murmelte.

Dr. Hertwig hörte es nicht mehr. Er sprang eilig in seinen Wagen, grüßte noch einmal flüchtig, rief seinem Kutscher zu und alle sahen noch, wie er sich zurücklehnte und sofort ein Buch aus der Brusttasche zog, in dem er eifrig zu blättern begann.

— Unser Doktor hat wirklich zuviel zu tun, erzählte Timm zu Schnell gewandt. — Er kommt ja oft zu mir, aber meist, kaum ist er da, wird er auch schon wieder geholt. Ich müßte eigentlich auch heim . . .

— Ach was, unterbrach ihn Wernicke, — deine Frau ist ja auf, und deine Mittaggäste können ihren Fraß auch einmal ohne dich herunterschlingen. Jetzt ist es elf; fahren wir zur Stadt und bringen wir Herrn Schnell zum Bahnhof.

— M. W. —: Machen wir! rief Straubelt, und Timm gab nach: „Man kommt so das ganze Jahr nicht hinaus, wenn man Mittagstisch hat und abends eine solche Bande, wie ihr seid."

Sie lachten etwas, die beiden anderen, aber doch nur gedämpft.

Und so gingen sie alle fünf — der, den Schnell heute zum erstenmal gesehen, hatte überhaupt noch kein Wort gesprochen — dem Bahnhof zu, denselben Weg nehmend, den Schnell gestern auch eingeschlagen hatte.

Sie hatten also alle Zeit. Wernicke hatte seinen Laden — er war Zigarrenhändler — geschlossen und Straubelt schien überhaupt nichts zu tun zu haben.

Vor dem Bahnhof wurde die erste Station gemacht, alle tranken im Stehen ein Glas Bier.

Man fuhr zweiter Klasse heute; Schnell mußte sich sein Billett lösen; die anderen waren vom Schlesischen Bahnhof gekommen.

Dort angelangt, entstand ein lebhafter Disput über die Wahl der Pferdebahn.

Natürlich wollte man in die Nähe des Stettiner Bahnhofs. Aber man wollte in ein größeres Lokal, wo man zugleich frühstücken und Schnell zu Mittag essen könne. Man einigte sich endlich.

Schnell hatte teilnahmlos zugehört. Als der Doktor

ihm vorhin Lebewohl gesagt hatte, war es ihm schwer ums Herz geworden: er würde diesen klugen, feinen Menschen nie mehr wiedersehen, er wußte es.

Auf dem Wege, während des Aufenthalts in der Kneipe, auf der Fahrt waren seine Gedanken immer wieder zu ihm zurückgekehrt.

Nein, er würde ihn nie wiedersehen . . .

Von nun an sank er ganz zusammen. Er ließ sich von den anderen mitnehmen, wohin sie wollten, sie hätten ihn überall hinführen können . . .

Zuerst ging es einen langen Weg mit der Trambahn. Sie wurden getrennt, da der Wagen sehr besetzt war, und Schnell stand vorn mit Straubelt.

Der erzählte ihm allerlei und fragte ihn mehrfach. Schnell gab mechanische und gleichgültige Antworten.

Und so war es auch noch während der folgenden Stunde, wo sie in einem Restaurant zusammensaßen, aßen und tranken, viel tranken, und sehr viel redeten. Die außerordentliche Gelegenheit dieser sonst in eintöniger Berufsarbeit verbrachten Stunden belebte sie alle.

Nicht, daß sie zu laut waren. Nachdem sie bei ihrem Eintritt ihrer Zylinderhüte und der schwarzen Handschuhe wegen von mehreren Seiten — Berlin ist eine kleine Stadt — gemustert worden waren, suchten sie sich eine Ecke, wo sie Schnell den besten Platz gaben und sich dann um ihn setzten.

Sie waren höflich und zuvorkommend gegen ihn, Timm von seiner gewöhnlichen herzlichen Freundlichkeit. Aber heraus brachten sie nun nichts mehr aus ihm. Keiner nahm ihm übel, daß er so still war. Jeder schob seine

Kargheit im Geben und Empfangen auf den großen Schmerz um den Verlust des alten Freundes, den sie — wer wollte es ihnen verübeln — in dieser Weise natürlich nicht zu teilen vermochten.

Und so stießen sie miteinander an, erst auf das Andenken des Toten, dann auf ihr eigenes Wohl, und noch einmal bot ihnen die ganze, in vielen Punkten für sie noch so wenig aufgeklärte Affäre Gelegenheit, sie durchzunehmen von ihrem Anfang an bis zu dem heutigen Ende.

Dann, als es Zeit war, gingen sie zum Bahnhof.

Es war nicht mehr weit und sie nahmen keinen Wagen mehr.

Schnell lief in sein Hotel und holte den bereitstehenden grauen Leinwandkoffer.

Die anderen waren in den Wartesaal voraufgegangen. Als er sein Billett genommen, traf er sie dort bei einem neuen Schoppen.

Er nahm sich zusammen, um noch zuletzt nicht unfreundlich zu erscheinen. Er war sehr aufgeregt, wie immer, wenn er auf der Bahn fuhr.

Wieder klangen die Gläser.

Der Portier gab das Zeichen zum Einsteigen mit dem in Deutschland üblichen Getöse.

Sie brachten Schnell zu seinem Zuge.

Er drückte allen die Hand, in seiner krampfhaften Aufregung, Timm am längsten.

Dann hörte er vom Wagenfenster aus noch ihre letzten Zurufe: „Glückliche Reise! — Kommen Sie bald wieder! — Suchen Sie uns auf!“

Man grüßte mit den Hüten, noch als der Zug bereits im Fahren war.

Dann gingen sie in den Wartesaal. Sie würden noch viele Schoppen trinken an diesem Nachmittage und diesem Abend, denn der Tag war „nun doch einmal hin“.

*

Schnell lehnte sich zurück.

Wieder war er allein im Coupé.

Gottlob, daß das überstanden war! — — —

Er trocknete sich die Stirn.

Allmählich ließ seine Aufregung nach.

Der Zug polterte in einem gemächlichen Trabe dahin. Fast an jeder Station hielt er. Zuweilen stiegen Passagiere aus und ein, und je später es wurde, desto bekannter und vertrauter wurden ihm die Gestalten und ihre Sprache.

Er versank in eine dumpfe und düstere Trauer. Er war es nicht gewohnt, am Morgen Bier zu trinken, und noch dazu in diesem Maße. Er bekam Kopfschmerzen.

Es war eine sehr klägliche Fahrt: es war ein Katzenjammer nach einem Rausche der Aufregung.

Er hatte gehofft, während dieser langen Fahrt einen klaren Überblick über die wirren Ereignisse der letzten Tage zu erlangen, aber es gelang ihm nicht. Nichts wollte sich ihm ordnen, nicht die Menschen, nicht die Dinge. Nur Vereinzeltes tauchte vor ihm auf, zeigte sich ihm in neuer Gestalt und verschwand wieder, unhaltbar.

Der Regen begann gegen die Fenster zu klatschen und eine frühe Dämmerung brach ein.

Bei dem unsteten, trüben Licht der Gasflamme wurde die Stimmung des Lehrers noch gedrückter.

Als kehre er in das Gefängnis zurück, dem er eben entflohen, so war ihm.

Die Zukunft lag wieder vor ihm, grau und hoffnungslos.

Das letzte Band, das ihn noch an eine lebendige, reiche Außenwelt gebunden, es war mit Karl Bergmanns Tod zerrissen — er fühlte es.

Am Abend langte er an.

Mit einem Freudenschrei empfing ihn sein Weib; sie war blaß und verhärmt. Alle diese Tage waren Sorge und Ungewißheit nicht von ihr gewichen.

Sie bestürmte ihn mit Fragen — — —

Und es dauerte manchen Abend, bis er ihr die Geschichte dieser letzten Tage, welche das größte Ereignis seines bisherigen Lebens umschlossen, erzählt, und viele, bis er sie ihr wieder- und wiedererzählt hatte.



Albert Schnells Untergang

Schluß der Geschichte ohne Handlung:
„Die letzte Pflicht".



1.

Und es dauerte manchen Abend, bis Albert Schnell, der Volksschullehrer in A. in Pommern, seiner Frau die Geschichte seines Erlebnisses erzählt hatte: wie er seinen Freund Karl Bergmann in der großen Stadt gesucht, gefunden und begraben hatte, und viele Abende bis er sie ihr wieder- und wiedererzählt.

Darüber war der Sommer gekommen und fast gegangen, ein heißer, regenloser Sommer, der seinem dürstenden Herzen keine Labung brachte. Denn eine große Unzufriedenheit war über ihn gekommen, seit er wieder zurückgekehrt war in sein Dorf, an das die Pflicht ihn band. Wünsche, die er längst begraben wähnte — hatte er sie überhaupt je gehegt? — waren wieder erwacht; vor seinen Augen stand von neuem verlockend das Bild Berlins, das ihn wieder mit seinem Atem berührt, und in seinen Ohren klang das Rauschen und Brausen seines Lebens.

Er sehnte sich nach Berlin, weit mehr noch wie damals, als er es zum erstenmal verlassen, um die Stelle in diesem Dorfe anzunehmen und sein Weib heimführen zu können.

Und je mehr und je öfter er von seinen Erlebnissen erzählte, um so größer wurden seine Unruhe und seine

Sehnsucht. Als seine Frau das merkte, hörte sie auf, ihn zu fragen; aber nun war er es, der immer wieder auf die Einzelheiten zurückkam.

*

Sie kränkelte. — Das Kind, das zu früh zur Welt kam, starb. Nun verließ sie das Bett fast nicht mehr. Und von ihrem Lager aus beobachtete sie mit unausgesetzter Sorge und steigender Angst den veränderten Zustand in dem Wesen ihres Mannes, den sie so über alles liebte, und den sie — sie fühlte es — nicht lange mehr besitzen würde.

Als daher in dieser Zeit der Regierungsschulrat auf einer Inspektionsreise in ihre Gegend und einer Besichtigung wegen auch in das Schulhaus kam, fand er sie außer dem Bette und bereit, einen großen Entschluß auszuführen. Ihr Herz bebte, aber ihre Stimme war klar und fest, als sie dem freundlichen alten Herrn ihre flehentliche Bitte vortrug, ihrem Manne bei Erlangung einer Stelle in der Hauptstadt nützlich zu sein. Schnell selbst wußte nichts davon, und erst als sie nicht mehr lebte, erfuhr er von ihrer Tat. Diese Tat und noch ein Umstand waren es, die ihn begünstigten. Es stellte sich nämlich bei einem Gespräch, das er selbst mit dem Rate hatte, heraus, — die Rede kam auf Schnells letzten Aufenthalt in Berlin und Karl Bergmanns Todesgeschichte interessierte den Hörer lebhaft — daß dieser und Dr. Hertwig gute Bekannte waren.

Wie sehr auch dies sein längst eingereichtes Gesuch unterstützte, auch davon erfuhr Schnell erst viel später, dann, als es ihn bereits nicht mehr interessierte.

Im Herbst — zu Beginn der großen Ferien — starb seine Frau. Sie starb, ohne die Freude der Hoffnung auf dem Gesichte ihres Mannes wiedergesehen zu haben, mit einem schweren Herzen, das der Tod nur gewaltsam von dem, was es liebte, zu reißen vermochte.

Kaum acht Tage später erhielt Schnell die Nachricht, daß sein Gesuch berücksichtigt sei.

2.

Wieder saß er in einem Coupé dritter Klasse und fuhr nach Berlin; diesmal mit einem Bummelzuge, der war billiger, und der Lehrer hatte keine Eile. Es fuhr niemand außer ihm in dieser Abteilung des Wagens.

Was war alles geschehen in diesen letzten Wochen? Sein ganzes Leben hatte sich mit einem Schlage von Grund aus geändert.

Zuerst war er wie betäubt gewesen und Tag und Nacht nicht von der Leiche gewichen, ihre Hand noch so mit der seinen umklammernd, wie sie sie ihm zum letztenmal gereicht; die Nachbarn waren gekommen und hatten geweint, geklagt und getröstet — er hatte sie nicht gesehen; seine Schulkinder hatten Blumen gebracht — er hatte sie kaum beachtet; nur als sein kleiner Paul die Arme weinend um seinen Hals geschlungen, war er in Tränenströme ausgebrochen, deren Heftigkeit das verlassene Kind erschreckten, daß es nach den hilfreichen Nachbarn zurückverlangte, die sich seiner annahmen an diesem ersten Tage.

Am folgenden Tage war seine Schwägerin aus Mecklenburg eingetroffen: eine große, rüstige, kinderlose Frau, die er nur einmal bei seiner Hochzeit gesehen. Sie nahm alles in die Hand: sie war die erste, der er überhaupt

antwortete, sie hatte das Begräbnis geleitet und ihm Rock und Handschuh zurechtgelegt, sie war es auch, die dann, „als alles vorüber war“, zum erstenmal vernünftig mit ihm über das sprach, was nun werden solle.

Das geschah nicht sogleich; aber es geschah bald, sobald als es nötig war. Einstweilen blieb sie; sie hatte Zeit, und ihr Mann mußte ohne sie fertig werden. „Das ist ganz recht, da sieht er einmal, was er an mir hat —“ sagte sie, und sie schien ein Recht zu haben, das sagen zu dürfen.

Erst als seine Berufung eintraf, die er mit einem gleichgültigen, fast blöden Lächeln las, sprach sie mit ihm.

Was sie ihm vorschlug, war kurz das Folgende. Die neue Stelle müsse er natürlich annehmen. — Was solle er auch noch hier, wo alles ihn schmerzlich erinnern würde an das, was er verloren? — Aber er solle allein gehen, und das Kind, das sie jetzt schon liebgewonnen, fürs erste mit ihr gehen lassen. Es sei ja ganz unmöglich, daß er es mit nach Berlin nähme, das sähe er doch selbst ein. — Und dann solle er seinen kleinen Haushalt auflösen und seine Möbel verkaufen — das sei sicherlich das Einfachste und würde ihm das Leben nur erleichtern.

Er sah ein, daß alles, was sie sagte, klar und verständig war, und hatte wenig einzuwenden. Was sollte er noch hier? — Und konnte er nicht froh sein, daß sein armer Junge eine Unterkunft fand bei dieser Frau, die wohl ein wenig derb und geradheraus war, aber es sicherlich gut mit ihm meinte?

Nur gegen eines sträubte er sich: gegen den Verkauf seiner Möbel. Sein Weib war ihm genommen; sein

Kind entglitt seinen Händen — von diesen toten Dingen, um die noch immer ihr lebendiger Atem wehte wenigstens wollte er freiwillig nimmer lassen.

So wurde alles eingepackt. Er legte, aus seiner Lethargie erwacht, wieder mit Hand an, und rasch vergingen die letzten Tage.

Am Saum der großen Nacht seines Schmerzes ganz undeutlich, ganz schüchtern schimmerte bereits wieder das Flämmchen einer neuen Hoffnung, und diese Hoffnung hieß: Berlin ... Er sah es nicht, er hätte sich geschämt es zu sehen, aber ihm unbewußt war es da und glomm und lockte ...

*

Als er jetzt allein in seinem Coupé saß, da ließen die furchtbare Erregung dieser letzten Tage, der fast körperliche Schmerz, den ihm heute der Abschied von seinem Knaben bereitet, und die willenlose Unruhe dieses ganzen Sommers nach, und er schloß die Augen.

Da sah er, während er Stunde auf Stunde dahinrollte, Bilder, Bilder, welche fast schon begraben waren von dem Flugsand der Jahre, Bilder eines alten Lebens und Bilder eines neuen.

3.

Wieder war er in Berlin, und wieder stand er vor der Halle des Stettiner Bahnhofs, diesmal beladen mit einer Anzahl von Gepäckstücken und Paketen, die sich im letzten Moment noch eingefunden, Geschenke seiner Schüler und ihrer dankbaren Eltern.

Er ließ alles am Bahnhof bis auf seinen grauen Handkoffer. Er war so fest entschlossen gewesen, nicht wieder in dem schmutzigen Hotel dort drüben abzusteigen, aber als er nun in dem Gewirr der Droschken und Gepäckträger und ihren aufdringlichen Zurufen und Fragen stand, befiel ihn wieder die alte Hilflosigkeit, und um ihr zu entrinnen, ging er auf das einzige ihm bekannte Haus zu, wo er dieselben grünen Tapeten in demselben trostlosen, verstaubten Zimmer wiederfand.

Diesmal hatte er Zeit. Mit nichts brauchte er sich sonderlich zu beeilen und nichts trieb ihn.

Drei Tage fast brachte er damit zu, sich eine Wohnung zu suchen; drei Tage lang stieg er vom Morgen bis zum Abend treppauf, treppab. Billig mußte die Wohnung vor allem sein, deshalb mußte sie hoch liegen und nach dem Hof hinaus.

Er wandte seine Schritte zuerst in die Gegend seiner Schule. Sie lag hoch oben am Wedding. Als er zum

erstenmal dem großen, nüchternen Gebäude gegenüberstand, das von nun an die „Stätte seines Wirkens" werden sollte, durchlief ihn ein leises Frösteln. Die Gegend dort gefiel ihm wenig: die Straßen waren so laut und schmutzig und es gab wenig neue Häuserreihen, die weiße Fäden in das schwarze Gewirr zogen. So kam er ganz von selbst immer mehr dem Nordwesten zu, nachdem er wohl hundertmal vergeblich gefragt hatte. Er kannte sie noch von früher her, die scheußliche Unsitte der Berliner, überall die Vermietungszettel an den Haustüren hängen zu lassen, auch wenn die Wohnungen längst vermietet waren, so lange, bis der Regen ihre Buchstaben verwischte und der Wind sie zu Fetzen zerriß. Wie er sich ärgerte über all diese vergebliche Mühe des Fragens und Treppensteigens, Stunde auf Stunde! — Und wie es ihn bedrückte, überall in die mürrisch geöffneten Heimstätten so vieler fremden Menschen sehen zu müssen, die so kurz vor dem Umzugstage schon in der Auflösung begriffen waren! . . .

Am Abend des zweiten Tages hatte er noch nichts gesehen, was auch nur einigermaßen seinen Wünschen an Ruhe und Preis entsprach, und eine gelinde Verzweiflung ergriff ihn, als er todmüde in sein Gasthofbett sank.

Er mußte doch eine Wohnung haben, und zwar möglichst bald, denn die Kosten für ein Hotelzimmer konnte er nicht viel länger mehr erschwingen.

Daher tat er am Spätnachmittag des dritten Tages das Dümmste, was man in solchem Falle tun kann: er nahm die erste beste Wohnung, die ihm einigermaßen

gefallen und den festgesetzten Preis nicht überstieg, um es am selben Abend noch zu bereuen. Zwar war er noch durch keine Anzahlung gebunden, aber als ehrlicher Mann hielt er seine Zusage und zog am folgenden Morgen mit Sack und Pack ein, denn seine Sachen waren bereits angekommen.

Eine ältliche Person stellte sich auch bald ein, die angab, in einem der Nachbarhäuser zu wohnen und ihm ihre Dienste als Aufwartefrau anbot. Sie gefiel ihm nicht, aber er behielt sie doch, denn er hatte sonst niemand und brauchte auch sofortige Hilfe.

*

Diesen ganzen Tag und die Hälfte des nächsten war er noch in einer fast fieberhaften Tätigkeit. Er hatte drei Räume zur Verfügung, aber bewohnbar war eigentlich nur einer.

Vom Hausflur betrat man zunächst einen fensterlosen, völlig finsteren Raum. Er war ziemlich geräumig, aber es stellte sich bald genug für Schnell heraus, daß er nicht einmal als Schlafzimmer zu gebrauchen war, so ungünstig lag er. So häufte er denn dort die leeren Kisten aufeinander.

Als zweites kam das Berliner Zimmer. Es war ebenfalls geräumig genug, aber es hatte nur ein seitlich gelegenes Fenster, von dem man in den bodenlosen Schlund des Hofes hinuntersah. Ein spärliches und trübes Licht kroch mürrisch über die nahen Dächer hinein, ohne sich weiter die Mühe zu geben, die Ecken zu unter-suchen. Schnell mußte seinen Schreibtisch ganz nahe an

das Fenster setzen, um ihn überhaupt benutzen zu können. Das Zimmer füllte sich dann noch ziemlich an mit dem Bette und seinen wenigen besseren Möbeln.

Dahinter kam die Küche. Sie war der hellste und luftigste Raum und nahm sich fast schmuck aus, als der weiß-blaue Küchenschrank und die hellen Teller und blitzenden Gefäße aufgestellt waren.

Aber Schnell konnte all dies ja kaum mehr gebrauchen, und er verschloß den Schrank hastig vor dem zudringlichen Geschwätz der Alten.

Dann schickte er sie fort und war nun zum erstenmal allein in seinem neuen Heim. Einen Augenblick stand er still, als warte er, es solle ein bescheidenes Gefühl von Ruhe und Frieden nun nach dieser letzten schrecklichen Zeit in sein Herz ziehen — er wartete vergebens, und mit einer eigentümlichen Hast machte er sich wieder an die Arbeit — noch gab es ja so viel zu tun! — um so, fast gedankenlos, fortzuarbeiten bis zur Dämmerung, wo er in der Nähe in ein kleines Restaurant ging und mit nachdenklichem und sorgenvollem Gesicht ein einfaches Mahl hinunteraß, ohne daß es ihm trotz seines Hungers recht schmeckte.

Auch damit wurde er fertig, und nun saß er und überlegte, was tun. Er hätte an sein Kind schreiben und seiner Schwägerin seine Adresse mitteilen müssen, aber wie konnte er das noch heute abend — seiner Lampe fehlte noch das Petroleum und seinem Tintenfaß der Inhalt — nichts war noch in Ordnung.

Bekannte hatte er nicht, seit Bergmann tot war. Und um ins Bett zu gehen, dazu war es noch zu früh.

Daher wollte er noch einen Gang in die Stadt machen, um Berlin zu begrüßen. Denn er war ja wieder in Berlin, obwohl er es noch nicht recht glaubte . . .

So tat er. Er ging den weiten Weg bis zur Friedrichstraße und bummelte dort in dem Leben herum. Es war das erstemal, seit er es als junger Mann verlassen, daß er es mit ruhigen Augen wieder beschauen durfte. Nicht getrieben von einer Angst und nicht gejagt von irgendeinem Zweck, schlenderte er dahin und versuchte sich an dem bunten Treiben und dem hellen Funkeln zu freuen. Aber er vermochte es nicht.

Und doch war er wieder in Berlin. Nun mußte er wohl daran glauben.

4.

Die nächsten Tage vor Beginn seiner Schule vergingen leidlich.

Er schrieb einen langen Brief an seinen Sohn, voll schmerzlicher Zärtlichkeit und mit zehn Fragen auf jeder Seite, und einen noch längeren an die Schwägerin.

Er stellte sich dem Rektor vor, einem kleinen, alten, freundlichen Mann, und sah seiner neuen Tätigkeit mit wirklicher Erwartung entgegen.

Und — mit Bangen im Herzen und einem unbeschreiblichen Gefühl machte er einen Besuch bei Dr. Hertwig. Nie hatte er diesen Mann und seine eigene Art vergessen; nie hatte er gewünscht, wieder in Berlin leben zu dürfen, ohne zu denken, daß es köstlich sein müsse, seine Freundschaft oder doch wenigstens seinen Verkehr zu genießen.

Er wußte wohl, daß er jenem wenig würde sein können, aber er glaubte auch ganz fest, daß er sich für ihn interessiert habe. Hatte er ihm nicht zur Seite gestanden in jenen furchtbaren Tagen wie kein anderer? — Und hatte er ihn nicht gütig und eingehend über sein Leben befragt und ihm gezeigt, daß es ihm wert war, es kennen zu lernen?

Er wußte nicht, wie sehr er sich täuschte, und daß Dr. Hertwigs Interesse für ihn allein nur der Teilnahme

an Bergmanns seltsamem Schicksal entsprungen war; und er wußte auch nicht, wie sehr es gesunken war, als er auf der gemeinsamen Fahrt zum Kirchhof bei seinen Fragen gesehen, daß nichts anderes die beiden zusammengekettet hatte, als das Gefühl, das den Herrn und den Hund verbindet.

Mit klopfender Brust stand Schnell vor der Tür des Arztes. Gleichgültig wurde sein Name entgegengenommen und gleichgültig die Antwort gegeben, der Herr sei mit einem Patienten beschäftigt — ob ein spezielles Anliegen ihn zu ihm führe? —

Das hatte er nicht erwartet.

Bedrückt ging er heim. Wie hatte er auch denken können, daß dieser vielbeschäftigte, im Mittelpunkt eines gewiß großen Verkehrs stehende Mann anders Zeit für ihn finden könnte, als dann, wenn er seine Hilfe brauchte? —

So groß war das schmerzliche Gefühl in ihm, daß es ihm fast zum Bewußtsein kam: nicht nach Berlin, nach der Freundschaft dieses Mannes hatte er sich gesehnt . . .

Er grübelte und grübelte und kam zu keinem Ende.

*

Die nächsten Tage saß er viel zu Hause.

Er stellte alles um und um mit einer nervösen Hast, daß nur die Zeit recht schnell vergehen möge bis zum Beginn seiner Tätigkeit.

Am dritten Abend aber hielt er es nicht mehr aus. Er mußte jetzt einen Menschen sprechen, sonst erstickte er.

Da entschloß er sich zum erstenmal wieder, Jakob Timms Kneipe in der Wilsnacker Straße aufzusuchen. Die Stammgäste dort mußten ihn doch noch kennen, die ihn damals zum Bahnhof begleitet und ihm so freundlich, als sein Zug schon im Fahren war, zugerufen hatten, wieder zu ihnen zu kommen, wenn er in Berlin sei.

Das Lokal mußte ganz nahe bei seiner Wohnung liegen. Er fand es leicht. Er hatte kaum zehn Minuten zu gehen.

Es war halb Erwartung, halb banger Zweifel, unter denen er dahin ging.

Leicht fand er Straße und Haus.

Vor der Wirtshaustür holte er ein einziges Mal tief Atem.

Dann drückte er die Klinke und sah Jakob Timm hinter seinem Büfett stehend, beide Hände aufgestützt, und sein kleines Gastzimmer aufmerksam überblickend. Er blinzelte, als er sah, wie Schnell auf ihn zukam. Dann, als dieser ihm die Hand entgegenstreckte, besann er sich offenbar: „Donnerwetter noch einmal, sieh, das ist ja der Herr — na, daß ich doch nicht auf den Namen komme — —“

— Schnell —

— Nu natürlich! Der Freund unseres lieben Karl Bergmann! Das ist aber recht, daß Sie wieder einmal hier sind. Wie geht es denn?

Schnell erzählte das nötige Tatsächliche mit wenigen Worten. Dann fragte er nach den anderen Herren.

— Ein paar von ihnen sind hinten. Kommen Sie man hinter.

Und wie damals führte er den Lehrer in das hintere Zimmer.

Dort saßen, würdevoll und unnahbar, die beiden alten, weißen Herren auf den Ehrenplätzen im alten Sofa, und um sie herum der blondbärtige Riese Wernicke, der unruhige lange Straubelt und wohl sechs Herren, welche Schnell nie gesehen, aber nicht — und das war es, was er zuerst bemerkte — Dr. Hertwig.

Alle, die ihn kannten, begrüßten ihn sehr freundlich und schüttelten ihm die Hand; den Fremden stellte er sich selbst vor.

Sie waren natürlich sehr erstaunt und er mußte gleich erzählen: woher und wieso und warum? —

Man nahm ihn in die Mitte, und für eine Stunde war der kleine Lehrer — genau wie damals — der Mittelpunkt dieses fremden Kreises. Als man dann aber nochmals alle Details von Bergmanns merkwürdigem Schicksal im Tode durchhörtert und ferner erfahren hatte, wie und warum Schnell jetzt wieder hier war, ihn auch genügend teils bedauert, teils beglückwünscht, wandte sich das Gespräch wieder in die so plötzlich verlassenen Bahnen, und bald war alles Interesse auf ihnen zu Fragen entrückt, von denen der neue Gast wenig verstand: Fragen der Tagespolitik, die jeder mit Hilfe seiner Zeitung auf recht verschiedene Weise löste.

Schnell hörte von jetzt an nur noch zu. Er langweilte sich. Er hatte ja auch auf seinem Dorfe mit dem Pfarrer und dem Apotheker zweimal wöchentlich über die Tagesereignisse gesprochen, aber doch nur so im allgemeinen, und dann vor allem aus dem Gefühl einer

gemeinsamen Gesinnung heraus. Hier aber sprachen alle durcheinander, und ebenso unverständlich wie ihr Stimmengewirr erschien ihm der Zweck dieser leidenschaftlichen Debatte, an der sich einzig die beiden alten Knaben in den Sofaecken nicht beteiligten, denn die saßen wie die Pagoden und redeten höchstens alle halbe Stunden ein Wort miteinander.

Am besten von allen gefiel ihm wieder der blonde Wernicke, der ihm auch einigemal zutrank, aber derartig leidenschaftlich in das Gespräch hineinschrie, daß er sonst für nichts Sinn hatte. Dennoch fand Schnell Zeit, ihn, las sie beide einmal zusammen hinausgingeu, nach Dr. Hertwig zu fragen. Er tat es zögernd, es hing für ihn so viel von der Antwort ab.

Dr. Hertwig, ja, der käme sehr selten mehr, er habe zu viel Arbeit auf dem Halse, der Mann. Außerdem sei er seit kurzem verheiratet und habe nun wohl Besseres zu tun als hier zu sitzen, schloß der Gefragte mit dröhnendem Lachen, während sie in das Zimmer zurücktraten.

Trotzdem den Lehrer nichts nach Hause trieb, stand er doch auf, als einer der anderen ging, und verabschiedete sich. Man sagte ihm wieder freundlich guten Abend, doch nur einer fragte ihn, ob er wiederkommen werde. Man versprach sich von dem stillen Menschen wohl keine Akquisition für den Stammtisch, so deutete er, etwas verletzt, es sich selbst. Die Wahrheit war, daß man es nun, wo er in Berlin ansässig und kein „Fremder“ mehr war, nicht mehr für nötig fand ihn einzuladen, oder es für selbstverständlich hielt, ihn hier wiederzusehen. Auch Jakob Timm behandelte ihn jetzt schon wie einen seiner gewohnten

Gäste, mit denen er im einzelnen keine besonderen Umstände machte und machen durfte.

Als Schnell draußen war, schüttelte ihn der Frost einer kalten Herbstnacht. Es war noch nicht Mitternacht.

Er ging langsam nach Hause . . .

*

In seinem Zimmer war es ganz kalt und der Schirm seiner Lampe gebrochen. Das Licht warf ängstliche Schatten an die fast nackten Wände, er mochte es drehen, wie er wollte, und auf die weißen Gardinen, die er selbst als ersten Notbehelf an die Fenster genagelt, um den Tapezierer zu ersparen.

In dieser Beleuchtung trat die ganze kärgliche Öde und Ärmlichkeit des formlosen Raumes mit erschreckender Deutlichkeit hervor und machte ihn schaudern, wie vorhin die Kälte der Luft.

Er sah sich um, rat- und hilflos, wie er irgendeine Verbesserung anbringen könne, um einen Hauch jener Behaglichkeit zu locken, der doch einst und so lange über diesen selben einfachen Möbeln gelegen hatte.

Nichts! — nichts! — Die Hand fehlte — die Hand seiner Frau, die es so gut verstanden, was ihm nie gelungen war . . .

Warum hatte sie ihn verlassen? — Warum hatte sie ihn verlassen?? —

Und er setzte sich hin und starrte angstvoll vor sich hin, hinein in das Schweigen und die halbe Nacht. Und so saß er fast zwei Stunden.

Immer neben ihm her, seit er in Berlin, seit er so ganz allein war, war ein unheimliches Etwas gegangen, das er nicht kannte, das ihm Grauen und Entsetzen einflößte und ihn ängstigte — was war es? —

Jedesmal, wenn er so saß, wie jetzt, jedesmal, wenn er in irgendeiner Beschäftigung innehielt, jedesmal, wenn er nicht wußte, was er nun beginnen sollte, hatte er das Gefühl, als rücke es ihm näher und näher, und nur, wenn er sofort nach etwas Neuem griff, an etwas anderes dachte und unter die Menschen ging, spürte er es nicht mehr so nahe.

Er wußte nicht, was es war, denn es war die Einsamkeit, die er noch nicht kannte, sie, die er erst kennen lernen sollte; sie, welche die Jugend nicht aufsucht, sondern in ihrer wahren Gestalt erst das Alter, wenn es verwaist ist.

Alles an Schmerzen glaubte er durchgemacht zu haben in diesem letzten Jahre: er hatte seinen einzigen und besten Freund verloren und mit ihm die Erinnerungen an die schönsten und die Hoffnung auf reichere Tage seines Lebens; seine kleine Frau war von ihm gegangen, sie, mit der er seit Jahren Lust und Last, jedes Gefühl und jeden Gedanken geteilt, die er geliebt hatte mit der stillen Gewohnheitsliebe des anspruchlosen Menschen; und sein Kind war nicht mehr bei ihm . . .

Weit mehr allein wie damals, als er die besten Jahre seines Lebens verloren mit Stundengeben und Hungergängen, war er jetzt, wo er erreicht, was er nie zu erreichen gewagt hatte und die Sorgen ihn nicht mehr begleiteten.

Was wohl noch Schwereres kommen könne? — fragte er sich und wußte nicht, wie ungebrochen er noch war. Hatte er nicht noch gestern die Flammen einer neuen, freudigen Hoffnung geschürt?

Wie elend er noch werden sollte und wie verlassen, das ahnte er jetzt noch nicht einmal.

5.

Seine Schule begann.

Der Tag der Eröffnung war von Albert Schnell, dem neuen Lehrer, wie eine Erlösung erwartet worden.

Es war die Untätigkeit, so glaubte er, die ihm die Tage der letzten Woche vor dem Beginn zu einer fast unerträglichen Folter gemacht hatte; nun, wenn er erst gezwungen sein würde, in regelmäßiger Tätigkeit seine Zeit verfließen zu sehen, müsse es besser, und diese willenlose Traurigkeit langsam zurückgedrängt und endlich verscheucht werden.

Und so ging er mit dem letzten Rest von Lebensmut, den er noch besaß, an seine neue Aufgabe . . .

Den ersten Tag ging es gut, aber am nächsten fingen seine Schüler bereits an, ihn unterzukriegen. Denn nichts imponiert der frühen Jugend so wenig, wie der stumme und große Schmerz der Erwachsenen, den sie nicht verstehen.

Es war die reine Pantinen-Gesellschaft, der er gegenüberstand jeden Morgen der Woche von acht bis zwölf Uhr, und zweimal bis eins: arme Straßenkinder aus Berlin N., verwahrlost, gleichgültig und von maßloser Rüdigkeit. Das einzige, was den neuen Lehrer rettete, war, daß er ihre Sprache sofort wieder verstand, als wäre er erst seit gestern von Berlin fort.

Mutig nahm er den Kampf gegen das Mir und Mich auf, aber daß es kein freudiger Kampf war, den er einging, das konnte er sich nach ein paar Tagen selbst nicht verhehlen . . .

Er unterrichtete zum erstenmal vor einer so großen Zahl von Kindern — an die fünfzig — wie sie hier in der Klasse zusammengepfercht waren, und zum erstenmal öffentlich in Berlin.

Früher hatte er hier nur einzelne Privatstunden gegeben, außerdem war er jünger und der Jugend damit näher gewesen als jetzt, und auf dem Dorfe, das sah er gleich, war vieles anders gewesen.

Dort war er der Herr Lehrer, eine bis auf seinen letzten Schritt mit seiner ganzen Familie bekannte und immerhin geachtete Persönlichkeit, die, wenn sie selbst nicht durch den dicken Schädel und das noch dickere Fell eines Bauernlümmels durchdringen konnte, mühelos die Hilfe der gefürchteten elterlichen Faust in Anspruch nehmen und mit der man es auf alle Fälle nicht ganz verderben konnte, denn er traf jeden Sonnabend abend mit dem Pfarrer und den drei anderen Honoratioren im „Hirschen" zusammen, und da kam alles zur Sprache, auch das Kleinste; und dort hatte er die ganze erziehungsbedürftige Generation bis zum vierzehnten und fünfzehnten Jahre — einerlei welchen Geschlechts — unter sich gehabt . . .

Hier war er ein Lehrer unter vielen, von dem man gar nichts wußte, und mit dem man in einem ganzen oder gar halben Jahre schon nichts mehr zu tun hatte. Außerdem war unter dieser ganzen Bande auch nicht ein einziger, der nicht ganz genau gewußt hätte, daß jede

Beschwerde beim Rektor zum kleinen oder großen Teil, je nachdem, auf den Lehrer zurückfällt . . .

So mußte er mit ihnen fertig werden, so gut es ging, und er versuchte es auf alle Art und Weise; endlich aber nur noch auf eine — die der Strenge.

Das griff ihn an, denn es war nicht seine Natur, und er war nie müder von seinem Tagewerk nach Hause gekommen, als jetzt, wo er im Kampfe mit sich selbst lag.

*

So war er denn nun in seinem Beruf, und so wie bisher würde sich von nun an jeder Tag gestalten, ohne besondere Abwechslung, jeder Tag . . .

Wenn er von der Schule befreit war, fuhr er nach Hause, um in seiner Gegend in irgendeinem ganz einfachen Gasthaus zu essen; meist würgte er an den Bissen und meinte an ihnen zu ersticken, wenn er daran dachte, wie alles anders geworden war gegen früher.

Kam er nach Hause, so war die Frau gewöhnlich schon fort, die ihm seine Zimmer besorgte. Sie machte ihre Sache ordentlich, das sah er, und Schmutz und Staub ließ sie nirgends liegen, aber sie machte sie mit einer nüchternen Unbehaglichkeit: gerade eine Stunde für zwanzig Pfennige — nicht mehr, nicht weniger . . . Was wollte er wohl auch noch mehr verlangen! —

Nun lag ein langer Nachmittag und bei diesen trüben Tagen ein längerer Abend vor ihm, an dem er höchstens ein Pack Schülerhefte zu korrigieren hatte — das war bald geschehen, und er war allein mit seiner Angst vor diesen toten und leeren Stunden, mit denen er nichts anzufangen wußte.

In der Wohnung war nun nichts mehr zu verändern: er hatte die Möbel so oft hin und her gestellt, daß er selbst ganz wirr wurde; Neuanschaffungen aber, selbst die nötigsten, durfte er nicht machen, wollte er seiner Schwägerin pünktlich die ausgemachte Kostsumme schicken und selbst auskommen, denn sein Gehalt, das niedrigste Anfangsgehalt, betrug kaum mehr als er früher gehabt, und es schien ihm, der nicht einzukaufen verstand, daß hier doch alles viel teurer sei als auf dem Lande.

An manchem Nachmittag hatte er nun schon so dagesessen und alles, was er noch an Erinnerungen fand an seine Frau, wieder und wieder betrachtet — Briefe, wertlose kleine Geschenke aus ihrer ersten Ehezeit und anderes, was sie noch täglich gebraucht — aber es war doch zu schmerzlich, dieses stumme Wühlen, und so hatte er alles in ihren Nähtisch verschlossen, von dem er sich nicht getrennt, und sich vorgenommen, ihn nicht mehr zu öffnen. — Dann war er an anderen Tagen stundenlang in dem Zimmer herumgegangen, immer von einer Wand zu der anderen, und von der Wand zu dem Fenster und vom Fenster zurück zur Wand, bis die Dämmerung kam ...

Als er auch dies nicht mehr ertragen konnte, nahm er sich vor, jeden Nachmittag einen Spaziergang zu machen. Auf diese Weise würde wenigstens der Abend nicht so endlos lang. So war er bereits wieder in fast jedem Stadtteil von Berlin gewesen, und von den paar Veränderungen, welche die Jahre mit sich gebracht, war ihm nun keine mehr unbekannt.

Und so war er auch einmal draußen in Friedrichsfelde gewesen, auf dem großen Friedhof, wo sie damals Karl

Bergmann begraben, und er hatte lange vor dem Grabe des vergessenen Mannes — vergessen von allen, außer ihm — gestanden, vor der kahlen, nur mit einer Nummer, wie tausend andere, bezeichneten Stelle, während der Herbstwind über die flache, hügellose, braune Fläche fuhr, daß er zusammenschauderte. Nicht nur vor diesem einen Grabe stand er, nein, vor dem Grabe seines Glückes — seines Lebens, wie ihm schien — und wieder bis in die letzte Faser erschüttert, kehrte er heim von diesem nutzlosen Gange einer grausamen Pietät.

Diese Nachmittagsgänge hörten übrigens bald von selbst auf, denn das Wetter war beständig schlecht und der Winter kam früh und schnell mit kalten Winden und schneeigen Schauern.

Er mußte heizen lassen und war wieder meist zu Hause. Er machte sich zu tun, indem er mit peinlicher und übertriebener Sorgfalt den Stoß Hefte seiner Schüler korrigierte, der ihm zweimal wöchentlich zugetragen wurde, aber selbst diese konnte ihm höchstens über ein paar Stunden hinweghelfen, und interessant war die Arbeit nicht, das mußte wahr sein.

Er dachte daran, wie früher, Privatstunden zu geben, nicht sowohl um sein schmales Einkommen zu erhöhen, als auch um die Leere einiger Stunden nützlich auszufüllen, aber einmal wußte er nicht, ob es gern gesehen wurde, jetzt in seiner Stellung als städtischer Lehrer, wenn es bekannt werden würde, und dann war er auch oft so müde, daß er den Entschluß immer wieder aufschob.

Sich selbst geistig zu beschäftigen, hatte er nie ver-

standen, nie versucht. Er hatte keine Interessen und zu lesen machte ihm wenig Vergnügen: schwerere wissenschaftliche Arbeiten blieben ihm verschlossen und der Fiktion vermochte sich seine dürftige und nie genährte Phantasie nur wenig hinzugeben.

Er hätte in einen Verein eintreten können. Jeder Deutsche war in einem oder mehreren, soviel er wußte. Aber in welchen? — Er hatte keine ausgesprochenen Neigungen und wußte auch nicht, wie er es so schnell anfangen sollte, einen einigermaßen passenden zu finden. Das mußte sich von selbst ergeben und dann war es gut.

Bekanntschaften schließen? — Er war es nicht gewohnt, fremde Menschen ohne Grund anzureden. Hier aber in Berlin hatte sich bis jetzt noch kein Mensch um ihn gekümmert. Und außerdem: im Grunde seines Herzens, ganz im Grunde, war er ein heimliches Stück Aristokrat, denn er mochte sehr viele, ja die meisten Menschen nicht — wenigstens nur in einer gewissen Entfernung. Er war eben, wie fast alle einfachen Menschen, ein sehr ehrlicher Mensch.

Er brauchte überhaupt starke äußere Anregung, so wie damals Bergmann sie ihm gegeben. Wenn er mitgenommen wurde, ging er willig mit und fragte auch nicht, wohin, aber der Mann der Initiative war er nie gewesen.

Was sollte daraus werden, wenn es so weiter ging? — Er wußte es nicht und er wagte es nicht, daran zu denken.

Warum war seine Frau gestorben? — Weshalb war Bergmann gestorben? — Weshalb? — Weshalb? — —

Nur einmal wieder mit einem Menschen sprechen zu dürfen, der für sein Leiden Verständnis hatte, dem er sein Herz ausschütten durfte, das war, was ihm fehlte, das allein, das war es, wonach er sich sehnte, immer, immer, jeden Tag, jede Nacht, maßlos, ganz maßlos ...

Es war leer um ihn, wohin er auch sah. Leer hinter ihm — eine kahle Wiese, auf der die aufgemähten Blumen seines Glückes verdorrten. — Leer vor ihm — auf so lange hinaus, wie er nur zu denken vermochte. Denn es war ihm, als gehöre auch sein Sohn nicht mehr ihm, seit er von ihm entfernt war. Und das ununterbrochene Schweigen dieser Leere, das er nun schon fast sechs Wochen getragen, es würgte ihn, würgte ihn, und er fühlte, wie sich seine Finger fester und fester um seinen Hals schlossen ...

*

Mitten hinein in die Tage voll Regen und Schnee, zwischen Frost und Nebel, fiel — wie eine vergessene Schwalbe — ein fast warmer Tag. Und huschte auch der Sonnenschein, der sich so unerwartet zeigte, schnell — wie erschrocken über seine eigene Kühnheit — zurück in das spätherbstliche Dunkel, so hatte er sich doch einmal wieder gezeigt, zum letztenmal, wie um noch einmal Abschied zu nehmen auf so lange hinaus.

Der Volksschullehrer war noch nie so traurig gewesen, wie gerade an diesem Tage. Er war ganz verstört über diesen leuchtenden, in seiner Todesschönheit doppelt reizenden Glanz, der ihm das Glück dieses letzten Sommers wieder vorzauberte, das er doch auf immer verloren.

Er hatte müßig zu Hause gesessen bis vier Uhr, dann einen ziellosen Spaziergang unternommen, der ihn in weitem Bogen über kahle, kotige Felder an der Spree Charlottenburg zu und wieder nach Moabit zurückführte. Es war, obwohl schon dunkel, noch ziemlich früh, und er verspürte noch keine Müdigkeit. So schlenderte er langsam und immer langsamer weiter . . .

Er erreichte den kleinen Tiergarten, den er öfter in letzter Zeit, wenn das Wetter zu schlecht war, um größere Ausflüge zu unternehmen, gewählt hatte, um eine Stunde oder zwei zwischen den kahlen Bäumen auf den fast menschenleeren Wegen hin und her zu schlendern.

Heute war es etwas belebter, aber Schnell kannte Teile, wo er sicher war, niemandem zu dieser Zeit des Jahres zu begegnen. Er wollte sich noch ein wenig auf eine Bank setzen, um ein Brötchen zu essen, das ihm noch von gestern abend übriggeblieben war, dann irgendwo ein Glas Bier trinken und endlich nach Hause gehen und versuchen, irgend etwas zu lesen. Was wollte er sonst auch tun? —

Er bog gerade in einen Nebenweg ein, als er sich am Arm berührt fühlte.

Als er sich umwandte, sah er ein Frauenzimmer in mittlerem Alter, über deren Beruf, aus gewissen Kleinigkeiten der Kleidung zu schließen, auf den ersten Blick kaum ein Zweifel sein konnte.

— Ach, lieber Herr, geben Sie mir doch für einen Augenblick Ihren Arm, ich bitte Sie . . . hörte Schnell sich angesprochen. Er war so überrascht, daß er gar nicht antwortete, und ehe er weiterdenken konnte, hing

sich die Fremde an seinen Arm und zog ihn tiefer in den Weg hinein.

— Sie sind wieder hinter mir her, sagte sie hastig und sah Schnell von der Seite an. — Wollen Sie mir helfen, ach bitte! und sie drückte seinen Arm.

— Gewiß, gern, stammelte der Lehrer.

— Bleiben Sie noch ein wenig bei mir, nur so lange, bis ich sicher bin, daß sie fort sind.

— Wer denn? fragte er unsicher.

— Nun, die Polizei, die Hunde, das ist doch klar. Jetzt dämmerte es ihm langsam: sie wollte nur seine Begleitung, um nicht allein auf der Straße getroffen zu werden. Sie bestätigte ihm das auch in ziemlich langer und sehr verworrener Auseinandersetzung, von der er wenig verstand.

Dabei hing sie stark in seinem Arme und drückte sich fest an ihn. Er geriet in immer größere Verlegenheit und sah immer gerade vor sich hin.

Was sollte das Ganze eigentlich? —

Sie waren ganz allein. Kein Mensch war auf den Wegen zu sehen, und es war still unter den kahlen Bäumen. Nur das Rollen der Wagen und der Trambahnen tönte von der Turmstraße her.

Sie schien sich auch allmählich zu beruhigen.

Ob er hier so ganz allein spazierengehe? — Und als er mit Ja antwortete, lachte sie auf. Dann fragte sie ihn, ob er nicht mit ihr gehen wolle, lenkte aber gleich ab, als sie merkte, wie er zurückfuhr und seinen Arm zurückzog.

Aber ein Glas Bier könnten sie doch zusammen

trinken? — Und sie begann, ihm eine neue Geschichte zu erzählen: wie hungrig und müde sie sei und wie sie den ganzen Tag noch nichts Warmes gegessen habe; sie wisse ein kleines Lokal, er brauche keine Sorge zu haben, es sei ganz abgelegen und das Hinterzimmer ganz leer, ja? —

Sie stand vor ihm und sah ihn bittend an.

Der Lehrer wußte nicht, was er antworten sollte. Aber als sie wiederholte, sie habe Hunger, willigte er durch ein Kopfnicken ein. Er murmelte dabei etwas davon, daß er aber nur eine halbe Stunde Zeit habe.

Sie hatte ihn übertölpelt, das war sicher. Jedoch: was sollte er anders tun?

Dabei fing es leise an zu regnen und durch die Zweige rauschten die fallenden Tropfen nieder.

Sie gab die Richtung des Weges an und sie gingen eilig der Hauptstraße zu, ohne zu sprechen. Als sie erreicht war, ergriff ihn die Angst, er möge in dieser Gesellschaft erkannt werden, und am liebsten wäre er davongelaufen. Aber jetzt hatte er eingewilligt, und außerdem, sie hatte — Hunger.

Kein Mensch achtete auf sie, denn der Regen fing an in Strömen niederzufallen, und unter ihren Schirmen eilten die Menschen dahin.

Er folgte ihr über den Straßendamm hinüber und eine Straße hinunter. Dort schlüpfte sie in einen Torweg, trat in eine Tür, und sie befanden sich in dem hinteren Zimmer einer kleinen und schmutzigen Destillation.

Hinter dem Schenktisch hervor kam der mürrische Wirt langsam an. Kein Gast war in dem ganzen Lokal.

Er begrüßte die beiden mit einem kurzen „Guten

Abend". Sie erwiderte den Gruß und nannte dabei seinen Namen. Sie war offenbar sehr bekannt hier. Dann fragte er Schnell, ob er Bier wolle.

— Ja, zwei Glas.

Seine Begleiterin zog unterdessen ihr Jackett aus und legte den Hut ab. Dann fragte sie ihn leise, ob sie sich ein paar Warme bestellen dürfe.

Schnell bejahte, aber er selbst dankte. Er stand noch immer da, unschlüssig, wohin er sich setzen sollte.

In der Mitte des Raumes stand ein Billard, alt und zerstoßen, dessen Bande und Tuch von Schmutz starrten.

Der Wirt brachte die Gläser und zündete bedächtig die baumelnde Lampe an.

Sie setzte sich an den kleinen Tisch, wo das Bier stand. Sie war plötzlich sehr lustig geworden. Während sie Schnell ihr Glas zum Anstoßen hinhielt, lachte sie ihn an: Prosit! — und dieser sah, daß sie nichts weniger als häßlich war. Sie hatte dunkles, krauses Haar, einen vollen Mund, und wenn sie lachte, wie jetzt, wurden ihre weißen Zähne sichtbar. Aber es ging ihr offenbar schlecht oder sie lebte zu liederlich, denn ihre Wangen waren schmal und ihre Augen tiefumrändert.

Hunger hatte sie, darin hatte sie ihn nicht belogen. Sie aß, noch bevor die Warmen kamen, hastig und gierig große Stücke Brot. Dabei sprach sie viel und brachte auch ihren Begleiter langsam zum Sprechen.

Sie hatte eine gute Art, ohne direkte Fragen zu stellen, herauszubekommen, was sie wissen wollte. Sie erfuhr von Schnell unter anderem, daß er erst seit kurzem wieder

in Berlin sei, daß er in der Nähe wohne (und auch den Namen der Straße), daß er Lehrer sei und seinen Vornamen; er von ihr nur, daß sie „Lisbeth" heiße, das heißt, Lisbeth sei ihr wirklicher Taufname. Sonst sprach sie wenig von sich.

Sie hatte ihr Glas schon geleert, als er an dem seinen kaum genippt hatte. Er mochte nicht trinken, er konnte eine große Verlegenheit nicht los werden, und während sie selbst ging, sich ein zweites Glas — mit seiner Erlaubnis — zu holen, packte es ihn plötzlich: er sah die Situation, in der er sich befand — mit einer Prostituierten saß er zusammen in der Hinterstube einer Destille letzten Ranges, in einer Atmosphäre, gemischt aus dem Dunst von Bierresten und Schnaps, der verschiedentlichen Würste, die in langen Reihen an einer eisernen Stange über dem triefenden Schenktisch hingen, und einem Schmutz, wie er ihn noch nie gesehen! — Er stand auf, von Angst und Widerwillen befallen.

— Nanu, sagte sie, als sie sah, daß er fort wollte und in seiner Börse suchte. — Wollen Sie denn schon fort? — Es fängt ja eben erst an gemütlich zu werden!

— Ich muß, sagte er. — Ich habe keine Zeit mehr . . .

Sie war sehr erstaunt, drang aber nicht mehr in ihn.

— Nun, wenn Sie gehen müssen, ich kann Sie ja nicht halten.

Sie gab ihm die Hand und dankte ihm.

Er bezahlte hastig beim Wirt — 65 Pfennige — und grüßte noch einmal zurück, bevor er hinausging. Sie hatte sich wieder gesetzt und lächelte ihm nach. Sie wußte weshalb er ging.

Schnell lief in den Regen hinaus und sog begierig die frische Luft ein, aufatmend, als sei er einer wirklichen Gefahr entronnen. Auf der Straße brannten bereits die Laternen.

*

Ohne daß er es wollte, kehrten in den nächsten Tagen seine Gedanken oft zu der Begegnung zurück; sein Leben war so eintönig, daß das kleinste Ereignis ihm Stoff bot, sie zu beschäftigen.

Es war doch im Grunde genommen ein trauriges Dasein, das diese Geschöpfe führten. Jedem preisgegeben, der seine Wünsche nach ihnen ausstreckte, von der Hand in den Mund lebend, die Straße halb und halb ein Bett zur Heimat, mit jeder Krankheit dem Tode des Verhungerns ausgesetzt, und dabei nie vor Verfolgung sicher — —

War sie überhaupt an jenem Abend von der Polizei verfolgt worden? — Das kam ihm so unwahrscheinlich vor, daß er es nicht glauben wollte. Mehr und mehr setzte sich der Gedanke in ihm fest, daß sie diese Komödie nur gespielt hatte, um sich bequemer an ihn herandrängen zu können.

Aber Hunger hatte sie gehabt.

Und dabei doch schließlich: welcher Aufwand, um dieses elende Essen und ein paar Glas Bier zu erlangen. Er hatte sich immer eingebildet, daß es diesen Mädchen, so lange sie noch so jung und hübsch waren wie diese, gar nicht schlecht gehen könne in ihrem Gewerbe. Er hatte noch immer ein Bild vor Augen, als Bergmann ihn vor langen Jahren eines Abends mit ins „Café National“

geschleppt hatte: seidene Kleider und prächtige Ringe und pompöse Preise . . . Weshalb ging diese nicht auch dahin?

Immer aber kehrte wieder die große Unbehaglichkeit zu ihm zurück.

Hatte er nicht doch einen sehr leichtsinnigen Streich begangen, der ihm hätte gefährlich werden können?

Wie, wenn ihm nun jemand begegnet wäre, als sie in das schmutzige Loch von Destille getreten waren, und ihn erkannt hätte? — Das hätte ihm seine Stellung kosten können oder sie doch arg gefährden, mindestens erschüttern! — Wer würde von diesem einen Mal nicht Schlüsse ziehen auf seinen ganzen Lebenswandel, und wer ihm die Umstände glauben, unter dem diese Begegnung stattgefunden und verlaufen?

Außerdem hatte er ihr viel zu viel mitgeteilt. Wenn sie seine Spur weiter verfolgte? — Ihn etwa gar aufsuchte? — Oder ihm auf der Straße wieder begegnete und ihn anredete? —

Diese innerliche Unruhe vor einem Wiederbegegnen verließ ihn ein paar Tage fast nicht. Fest nahm er sich vor, immer und immer wieder, sie dann nicht wiederzuerkennen und schnell an ihr vorbeizueilen. Ja, das wollte er tun — —

So erwog er in alberner und kleinlicher Ängstlichkeit, die der Grundzug all seines Handelns war, alle Eventualitäten, nahm sich vor, ein anderes Mal beizeiten nachzudenken, und beruhigte sich endlich, da er sich eingestehen mußte, wie ungefährlich das Ganze war und

wie unwahrscheinlich, daß irgend jemand ihn gesehen haben sollte. Wer denn? — Es kannte und kümmerte sich ja um ihn kein Mensch in ganz Berlin . . .

*

Als acht Tage vergangen waren, wiegte er sich im Gefühle völliger Sicherheit, und eine leise Umwandlung trat in ihm ein.

Hatte er bisher gewünscht und innig gehofft, sie nie, nie mehr wiederzusehen, so tat es ihm jetzt fast leid, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach so sein würde.

Es war doch wenigstens ein kleines Ereignis gewesen in seinem Leben, und fast begann er sich an seiner Erinnerung zu freuen.

Wie traurig und einsam waren seitdem nicht wieder alle Abende gewesen! —

Dieses fremde Frauenzimmer, es war der erste Mensch gewesen, der freundlich und fast teilnehmend mit ihm gesprochen seit einer Zeit, die ihm lang deuchte wie die Ewigkeit.

Hatte sie sich übrigens nicht ganz anständig und zuletzt fast bescheiden benommen? —

Sie hatte ihn gefragt, ob er mit ihr gehen wolle. Nun, natürlich. Das mußte sie eigentlich. Aber sie war nicht in ihn gedrungen, als sie gesehen hatte, daß davon keine Rede sein konnte bei ihm.

Wäre jene Kneipe nicht so abscheulich gewesen, würde er gewiß keine häßliche Erinnerung an das Gespräch mehr haben, das sie zusammengeführt, oder — besser: das sie mit ihm geführt. Denn er hatte sich wieder benommen wie der alte Stoffel, der er doch war und blieb.

Wegzulaufen und hinterher sich noch zu quälen mit den dümmsten Gedanken der Furcht und Besorgnis?

Er, ja er paßte gerade in eine Großstadt hinein! Das war ihm wieder einmal so recht klar geworden. Und doch war kein Bergmann mehr da, der es ihm sagte.

*

Zwei- oder dreimal, obwohl das Wetter beständig schlecht war, ging er noch in den kleinen Tiergarten. Was er sich selbst nicht eingestehen wollte, trieb ihn: der Wunsch, sie wiederzusehen, einzig und allein aus dem Grunde, wieder mit ihr eine Stunde sprechen zu können. Er gestand ihn sich nicht ein, und er würde ihn entrüstet zurückgewiesen haben, hätte er sich selbst auf ihm ertappt, aber er war da.

Er redete sich ein, spazierengehen zu wollen, um an die frische Luft zu kommen. Er redete sich ein, sein Zweck sei erfüllt, wenn er nach Hause kam. Nie gestand er sich, daß er enttäuscht war, wenn er sie wieder nicht getroffen. Der Mut der Selbsterkenntnis mangelte ihm völlig.

Dann ging er nicht mehr aus, als er keine Hoffnung mehr hatte. Er saß meist zu Hause, brütend und brütend, oder rastlos durch die Zimmer wandernd und nach Beschäftigung suchend, die er nicht fand.

Jene Begegnung — er hatte sie zwar nicht vergessen, aber sie wurde ein Traum, an dessen einstige Wirklichkeit er kaum mehr glaubte und der ihn nicht mehr störte.

Mit seinen Kollegen stand er in fremdem, kühlem Verhältnis. Man mußte zu ihm kommen, er konnte nicht, er nicht den Anfang machen.

Zu Timm ging er ganz selten. Er hatte die Empfindung, als beginne man sich heimlich über ihn lustig zu machen, wenn er kam. Das bildete er sich sicherlich ein, aber das Gefühl war da und ließ ihn zu keiner Behaglichkeit kommen. Timm selbst war der alte famose Kerl, aber viel zu viel beschäftigt, so oft er ihn auch sah. Auch Wernicke, dieser regelmäßigste aller Stammtischbesucher, schüttelte seine Hand mit alter Herzlichkeit, doch sein Gespräch ging immer in den Gleisen fort, in denen es am vorhergegangenen Abend verlaufen. Die anderen blieben ihm fremd. Nach Dr. Hertwig fragte er selbst nie mehr . . .

An dieser Wunde wollte er nicht mehr rühren.

Er blieb allein und es wurde immer schlimmer. Denn nichts änderte sich in seinem Leben, und gleichförmig gingen die Tage dahin. Und so würde es bleiben diesen ganzen langen, langen Winter. Ihn schauderte, so oft er daran dachte.

6.

Zwei Wochen waren vergangen.

Da — eines Abends — brach es in ihm aus in einer fürchterlichen Erschütterung.

Ein Brief seiner Schwägerin war gekommen mit einer Einlage von Paul.

Die Schwägerin schrieb in ihrer ruhigen Weise: wie gut es dem Jungen gehe und wie sie rein eifersüchtig auf ihren Mann werden könne, wenn sie sähe, wie vernarrt derselbe in den Kleinen sei — „mehr noch, als sei es sein eigenes Kind“.

Und der Knabe schrieb: wie gut er es habe, und es seien Pferde da, auf denen er reiten dürfe, und Kühe und Schweine und so viele Hühner; und wie lieb er den Onkel habe und auch die Tante . . .

Als der Lehrer das gelesen hatte, war es mit seiner Kraft zu Ende.

Seit dem Begräbnistage seiner Frau hatte er nicht mehr geweint.

Nun wandte er sich vom Fenster, an dem stehend er die Briefe gelesen, ab, ging auf den Tisch zu, ließ sich auf einen Stuhl fallen und brach in ein lautes Weinen aus, das laute, fassungslose Weinen der Verzweiflung, die nicht mehr aus und ein weiß.

Die Tränen flossen aus seinen Augen, ohne daß er sie zu halten vermochte, aber als sie versiegten, fühlte er sich nicht erleichtert, sondern saß so da, Stunde auf Stunde, bis in die Nacht hinein: vor sich hinstarrend und murmelnd, murmelnd — „Was soll das werden? — was soll das werden?" —

Auf dem Stuhle, auf den er sich gesetzt, schlief er ein. Um die ersten Morgenstunden herum weckte ihn die Kälte und, ohne Licht zu machen, kroch er halbentkleidet mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen in sein leeres Bett.

*

Am nächsten Abend ging er frühzeitig zu Timm. Er war der erste Gast. Timm war in der Küche, doch nach einer halben Stunde kamen bereits die anderen und nahmen ihn in ihren allabendlichen Kreis.

Er zwang sich, nicht an den gestrigen Abend zu denken, wie man an dem Abgrund vorbeischleicht, in den man — man weiß es — doch eines Tages stürzen wird.

Bedrückter noch, als er hingegangen war, kehrte er nach Hause zurück. Hoffentlich konnte er heute abend schlafen — weiter hatte er keinen Wunsch.

Ein frischer, naßkalter Schnee fiel heftig wie Regen nieder, und er hatte fast Mühe, gegen den Wind anzugehen, der ihm die Nässe und den Schmutz ins Gesicht schleuderte.

Er war fast an seiner Wohnung und griff bereits in die Tasche, um seinen Hausschlüssel hervorzuziehen, als sie plötzlich vor ihm stand.

Er erkannte sie sofort! —

Wäre es nicht so gänzlich unerwartet gekommen, so hätte er sicher getan, was er sich fest vorgenommen: er wäre an ihr vorübergeeilt.

So aber stand sie vor ihm und streckte ihm die Hand hin mit einem offenbar so ehrlichen Ausruf der Freude, daß er sie nahm, fast ohne daß er es wußte.

Sie befanden sich gerade unter dem Lichte der Laterne und er sah in ihre Augen, die ihn anlachten.

Sie behandelte ihn wie einen alten Bekannten, noch ehe er ein Wort gesagt, und trat mit ihm in den Torbogen seines Hauses, wohin der Schnee sie nicht verfolgen konnte.

Ob er wirklich hier wohne? — Und als er nur ein kurzes Ja zur Antwort hatte, drang sie in ihn: Was für ein Zufall das sei! — Sie habe sicher geglaubt, daß sie ihn nie wiedersehen würde . . . Ob er sie denn ganz vergessen? — Und den Abend, den sie zusammen verbracht? —

So schwatzte sie weiter, während er hilflos neben ihr stand und ganz betäubt war vor Verlegenheit und Unsicherheit.

Ob er sie nicht mitnehmen wolle? — Und als sie sah, daß er nicht wollte, änderte sie ihren Ton.

Ach, wie kalt und naß es sei; bei ihm sei es gewiß schön warm, ob sie sich denn nicht ein wenig nur wärmen könne, nur auf eine halbe Stunde — sicher nicht länger — —

Die Haustür wurde plötzlich geöffnet und irgend jemand eilte ins Freie. Da faßte Schnell sich Mut und trat ein, noch ehe die Tür sich wieder geschlossen hatte; aber mit ihm, ganz als wenn sie zu ihm gehöre und

er ihrer Bitte willfahren wolle, schlüpfte sie in den Flur, der sie beide mit seiner Dunkelheit umschloß, nachdem die Tür wieder dröhnend ins Schloß gefallen.

Jetzt ergriff den Lehrer Angst, und sie wurde immer größer, als er sah, wie jene neben ihm Stufe um Stufe, Absatz um Absatz emporstieg, ohne noch ein Wort zu äußern.

Was sollte er tun? — Er konnte zu keinem Entschluß kommen dieser Sicherheit gegenüber.

Aber sagen mußte er es ihr dennoch, und so faßte er Mut, als sie ganz oben im vierten Stock vor seiner Tür standen — immer in tiefer Dunkelheit und doch einander so nah, daß der eine den Atem des anderen deutlich hören konnte.

Aber da, als er anfangen wollte, hörte er sie flüstern: „Soll ich Licht machen? — Ich habe Wachsstreichhölzer bei mir."

Konnte er sie jetzt wieder hinunterschicken? Er brachte es nicht über sich.

So schloß er auf und sie traten in das Vorgemach, und während er in das Zimmer trat und auf den Tisch zuging, entflammte sie das Wachsholz, daß der Schein über den Tisch hinwegfiel und ihm die Lampe zeigte, die er suchte.

Sie wartete, bis diese brannte, dann trat sie näher.

— Also hier wohnen Sie? fragte sie neugierig und sah sich etwas enttäuscht um. Wie dürftig das alles war! — — Und so ganz allein? fügte sie hinzu.

Schnell ging unruhig im Zimmer umher, als ob er

nach etwas suche. Jetzt mußte er doch endlich ein Wort sagen.

— Wenn Sie frieren, so wärmen Sie sich dort doch ... sagte er und zeigte auf den Ofen. Dann fiel ihm ein, daß in der Küche noch zwei Flaschen Bier waren; er holte sie erleichtert herbei und schenkte ein.

Als er nebenan war, stand sie einen Augenblick und sah mit einem bösen Ausdruck vor sich hin.

Nein, so ging es nicht weiter. O du mein Gott, war das ein Esel! — — Und rasch riß sie ihr Jackett und ihren Hut ab, und als der Lehrer wieder hereinkam, stand sie am Ofen, in dem das Feuer längst erloschen sein mußte, die Hände auf dem Rücken gegen die weißen Kacheln gelehnt, und lächelte ihn an — so glücklich und behaglich, als sei sie hier schon ganz zu Hause.

Sie wartete — und er sah es — bis auch er sein Glas zur Hand genommen hatte. Dann sagte sie „Prosit“ und trank es durstig mit einem Zuge leer. Um etwas zu tun zu haben, schenkte Schnell es gleich wieder voll.

Nein, so ging es nicht weiter! — dachte sie wieder und fing an. Sie stellte ihm Fragen, die er beantworten mußte, und ganz allmählich, sehr langsam, aber doch sicher kamen sie in ein Gespräch hinein.

Sie erzählte von sich mit einem harten und bitteren Ton in der Stimme, der zu seiner Stimmung paßte und ihn gefangen nahm. In dieser Sprache formte sie roh die Geschichte ihres Lebens: die einst erfundene, so oft erzählte Geschichte, daß sie fast selbst an ihre Wahrheit glaubte, die alte Geschichte von den bösen Eltern,

der Verführung, der Flucht nach Berlin und des verlorenen Kampfes gegen die Not ...

Er hörte zu und er hörte nicht zu. Wenn er hinhörte, nahm ihn der traurige Klang ihrer Stimme gefangen, der ersten Stimme, die er zwischen diesen Wänden hörte, aber wenn er seine Gedanken befreite, dachten sie nur an das eine: wie er sie wieder loswerden könne, und wie er das rechte Wort finden solle, es ihr zu sagen.

Sie wußte ganz genau, was er meinte, als er endlich halblaut sagte, indem er scheinbar nach seiner Uhr sah: „Es ist schon spät geworden —" und da sie sah, daß es heute abend doch nicht ging, kam sie ihm selbst entgegen.

In einem halb scherzhaften, halb traurig-vorwurfsvollen Tone sagte sie: „Jetzt werde ich schon wieder hinausgejagt —" und trank ihr Bier aus, ohne daß er sie nötigte. Danke auch schön, sagte sie. Dann nestelte sie an ihrem Haar, zog ihr Jackett an und stand vor ihm, bereit zum Gehen.

Schnell redete irgend etwas von schlechtem Wetter und hinunterbringen und beeilte sich sehr, ein Licht anzuzünden.

Als er damit fertig war, sah er, wie sie am Tisch stand, den rechten Fuß hochhob und das Unterleder ihrer Stiefletten betrachtete: es war völlig durchlaufen und die Nässe mußte durch Naht und Sohle gedrungen sein. Aber er schwieg und sie sagte nichts mehr. Heute abend noch nicht — —

Schweigend, wie sie heraufgekommen waren, stiegen sie die Treppenstufen wieder hinunter. Sein Herz klopfte vor Aufregung, denn er glaubte jede Sekunde, es müsse

ihnen jemand begegnen und sehen, in welcher Begleitung er war. Was sollte der denn von ihm denken! —

Aber alles blieb still und dunkel.

Absatz für Absatz tasteten sie sich so hinunter, sie immer dicht hinter ihm, wie sie hinaufgestiegen waren.

Als er die Haustür aufschloß, stand sie dicht neben ihm und sein Arm streifte ihre Brust. Er hörte, wie sie tief aufseufzte.

Sie gab ihm die Hand und er fühlte, wie kalt sie war.

— Ah! — sagte sie schaudernd, als der Schneewind durch die offene Tür drang. Und dann noch einmal: — Danke auch schön! — und zweimal noch: — Gute Nacht.

Dann war sie verschwunden und er sah sie nicht mehr.

Er schlich sich hinauf.

Als er wieder in seinem hellen, warmen Zimmer war und an derselben Stelle stand, wo sie sich eben behaglich gegen den Ofen gelehnt, faßte ihn ein so schmerzliches und starkes Gefühl reuevoller Beschämung, daß er, vor sich niedersehend, die Zähne aufeinanderbiß.

Er sah das arme Frauenzimmer in den zerrissenen Schuhen, durch welche die Nässe drang, die Straßen hinunterschleichen, bettelnd, um ein Nachtlager zu haben, das es sich erst erkaufen mußte mit ihrem eigenen Körper, vielleicht verzweifelnd, Stunde auf Stunde, während die Nacht immer eisiger wurde.

Und daran war er schuld, nur er!

Hätte er sie nicht hier behalten können, hätte sie nicht hier schlafen können auf dem Sofa? Und wenn er ihr sonst nichts geben konnte, ein Obdach wäre es doch

wenigstens für diese Nacht gewesen, wenigstens für diese eine.

Es war wie bei ihrer ersten Begegnung: Was hatte sie ihm denn getan? — War sie aufdringlich gewesen? — Doch nicht im geringsten. Im Gegenteil: sie hatte ihr Glas ausgetrunken und war gegangen, als er es gewollt hatte, als er — ja, es war so: als er sie hinausgetrieben hatte, wie einen Hund.

Die Menschen! — Ach, die Menschen ... War es nicht Karl Bergmanns tausendmal in allen Tonarten wiederholte Behauptung gewesen, daß die Menschen brutaler und grausamer, verabscheuenswerter und widerwärtiger im allgemeinen seien, als die Tiere?

Wie würde er jetzt vor ihm dastehen, wenn er dies wüßte?

— Da sieht man euch, ihr guten Christen! — Süße Phrasen auf den Lippen und eisige Kälte im Herzen — habt ihr einmal Gelegenheit, eure großen Geschichten wahr zu machen, dann erst erkennt man euch — Heuchlerpack seid ihr, alle miteinander!

Schnell hörte seine Stimme deutlich, diese grelle, gellende, immer anklagende Stimme.

— So 'n armes Luder! Kommt zu dir und will dir alles geben, was es noch zu geben hat, fast umsonst, und du gibst ihm ein Glas Bier, drei moralische Sentenzen und schmeißt es dann hinaus, nein, mein Junge, komm mir nur nicht mehr mit deinen Redensarten von gut und böse, das verbitte ich mir!

Das war Bergmann, der jetzt zu ihm sprach, als ob

er noch lebte, und die Reue quoll dem Lehrer bis zum Halse, bis in die Augen —

Aber fast zugleich sah er die ängstlichen und jetzt so vorwurfsvollen Blicke seiner kleinen Frau, wie sie ihn ansah: Was hatte er getan? — Er hatte einer Dirne der Straße Einlaß gegeben in ihr Zimmer, das sie nicht mehr verteidigen konnte gegen Schmutz und Gefahr, und das sie für ihn behütet hatte, als sie noch lebte, in Treue und Fürsorge immerdar. — Was hatte er, ihr Mann, denn zu schaffen mit solchen Geschöpfen? — Laß sie ihre Straße ziehen, und war die Straße nächtlich und kalt, so war es die eigene Schuld, sicher aber nicht die seine...

In diesem streitenden Wirrnis von Gefühlen ging er endlich zu Bett, und lange konnte er nicht schlafen in ihrem Zwiespalt. Als es ihm endlich gelang, sah er in seinem ersten Traum nicht die Gestalt Bergmanns, und nicht die seiner Frau, sondern ein blasses und müdes Gesicht, das ihm fast schön erschien, und eine traurige Stimme hörte er sagen: „Jetzt werde ich schon wieder hinausgejagt . . .“

7.

Wenn er — noch nicht ein Vierteljahr später — an die Zeit dachte, die dann kam, so begann sich ihm alles durcheinanderzuwirren, und er vermochte nicht, sich ein auch nur einigermaßen geordnetes Bild von den Ereignissen, und wie eines das andere ablöste, zu machen.

So klar ihm bis zuletzt die ersten Tage blieben in all ihren Einzelheiten, so trübe wurde es in ihm, wenn er sich jener erinnern wollte, die ihnen folgten.

Nur einzelnes trat mit desto erschreckenderer Deutlichkeit aus dem Wust hervor und reihte sich zu einer Kette, ja, zu einer Kette! ...

*

Es kam alles so, wie es kommen mußte, Schritt für Schritt, mit unheimlicher Sicherheit.

Er mochte sich wehren wie er wollte, es war zu spät. Sein Herz hatte sich zu tief mit seinem Verstand eingelassen; er war bereits besiegt.

Wie nach ihrem ersten flüchtigen Begegnen, so trat der Zwiespalt in seinen Gefühlen ein, als sie zum erstenmal auf seinem Zimmer gewesen war.

Beide Male hatte er im Augenblick des Zusammenseins nur den einen Wunsch gehabt: wäre sie doch erst wieder fort; aber war sie gegangen und die leblose,

schreckliche Einsamkeit wieder neben ihm saß in ihrer Stummheit und ihrem Grauen, dann begannen seine Gedanken sich wieder mit ihr zu beschäftigen. Denn was hatten sie sonst zu tun? —

*

Wieder waren acht Tage vergangen. Ein tödlich langer Sonntag. Den Vormittag korrigierte er Hefte, den Nachmittag ging er nach dem Kreuzberg. Es war ein trockener, kalter Tag und Berlin lag von dort oben aus gesehen groß, langweilig, nüchtern da.

Auf dem Tempelhofer Bock war Konzert. Nicht eines der lauten und wüsten Konzerte der Bocksaison, sondern eine greuliche militärische Blechmusik, die er schön fand, die ihn sogar etwas aufheiterte. Eine ganze große Familie — sieben Mann hoch — hatte sich an seinen Tisch gesetzt und er war in ein Gespräch hineingezogen, ganz von selbst. Ein, zwei Stunden waren ihm schnell verflogen. Besonders die Alte gefiel ihm. Es war warm geworden, als die ganze Gesellschaft aufbrach. Man mußte nach Hause, um zu essen, hier war es zu teuer, und Schnell blieb allein, ohne die Hoffnung, irgendeinen von ihnen jemals wiederzusehen, doppelt traurig und vereinsamt. Er hatte kein Glück, das sagte er sich hundertmal, als er den ganzen weiten Weg durch die Stadt und den Tiergarten hindurch nach Hause ging.

Zweimal war er wieder bei Timm gewesen. Aber auch dort würde er sich niemals heimisch fühlen können, er sah es immer mehr ein.

Was ihm aber das Schmerzlichste und Bitterste gewesen war, vorgestern war es geschehen: Dr. Hertwig

war dort gewesen, einen ganzen Abend geblieben und war gegangen, ohne ihn grüßen zu lassen, ja ohne nur nach ihm zu fragen. Man erzählte es ihm nicht einmal direkt, er hörte es plötzlich aus dem Gespräch heraus und erst als er fragte, bestätigte man es ihm.

Das, das hatte er doch nicht gedacht! —

Es war ihm unmöglich, dem Gespräch länger zuzuhören, das sich ausschließlich mit dem seltenen Gast beschäftigte, und er stand auf und ging nach Hause.

*

In den allerersten Tagen seines Hierseins, kurz bevor er den Besuch bei Dr. Hertwig gemacht, hatte er in einem großen Delikatessengeschäft zwei Flaschen besonders guten Wein — Ungarwein — und außerdem einige Zigarren von einer Qualität erworben, wie er sie selbst zu rauchen nie gewagt hätte. Er war so sicher gewesen, daß sein Besuch erwidert werden würde: da wollte er das Vergnügen und den Stolz haben, seinem verehrten Gaste auch etwas Außergewöhnliches vorzusetzen, damit jener es merken könne, wie hoch er ihn schätze. Dieser Gedanke war seine heimliche Freude gewesen manche Tage lang.

Er hatte ihn viele, viele Stunden manchen Nachmittag verfolgt, und jedesmal, wenn es draußen stark und heftig klingelte, durchzuckte ihn die Hoffnung: das ist er! — Und es klingelte oft an seiner Tür, die er jedesmal selbst öffnen mußte: Bettler, Hausierer, Händler mit alten Kleidern, das brach nie ab. Die Bettler wies Schnell fort. Er wußte aus alter Erfahrung, was die Folge davon sein würde, wenn er einem etwas gab:

dreihundert andere. — Zuweilen, aber nur sehr selten, war es der Briefbote; öfters wurden ihm auch Hefte gebracht, aber Dr. Hertwig war es nie, und allmählich sah er selbst ein, daß er die Hoffnung aufgeben mußte.

Die Flaschen verstaubten und die Zigarren lagerten ab. Er dachte gar nicht mehr daran.

Aber sie fielen ihm heute, an diesem Sonntagabend wieder ein und ein Gedanke beflügelte plötzlich seine Schritte.

Er kam ja doch nicht, und es war ja doch alles vorbei, wozu sollte er also noch solch ein Narr sein und länger warten?

Als er die Treppen hinaufgeklettert war und sein Zimmer sich erhellte, suchte er die Flaschen und die Zigarren aus ihren Winkeln hervor.

Eine greuliche Unordnung herrschte überall, denn seit drei Tagen war die Alte fortgeblieben, einfach fortgeblieben, ohne sich zu entschuldigen, und Schnell hatte noch nicht die Energie gefunden, sich nach einer anderen Aufwartefrau umzutun, das war so langweilig. Aber morgen schon sollte es geschehen.

Es sollte überhaupt ganz anders hier werden.

Fing er niemals an, es sich hier gemütlich zu machen, so konnte es natürlich nie gemütlich werden.

Darum wollte er sich heute abend ein bene tun und auf eigene Faust ein Fest feiern, ein Fest des Vergessens . . .

Er wußte wohl, daß es ein trauriges Feiern werden würde, aber was sollte er tun? — Es war niemand da, den er hätte laden können.

Er steckte sich behutsam, mit der Sorgfalt eines Kenners, eine von den Zigarren an, entkorkte eine Flasche und legte sich behaglich aufs Sofa.

Der Wein war wirklich gut und rann wie flüssiges Feuer hinunter, aber schwer, schwer ... Und so war auch die Zigarre ... Und er trank in kleinen Zügen und schmauchte und paffte.

Er wollte an etwas Heiteres denken, und so wandte er seine Gedanken in die Zeit zurück, wo er Bergmann kennen gelernt und vieles, vieles zog an ihm vorüber, an das er lange nicht gedacht.

Die erste Flasche war weit über die Hälfte geleert. Es wurde ihm warm, und er fühlte, wie der Wein ihm zu Kopfe stieg. Aber was machte das, wenn er ein bißchen bekneipt wurde: er konnte ja gleich ins Bett gehen. Außerdem wurde es ihm jetzt erst behaglich ...

Da — er wollte eben wieder das Glas zum Munde führen — hörte er, wie es klingelte: leise, wie bittend, fast demütig ...

Jetzt, um neun Uhr? — wer konnte das noch sein?

Er sprang auf und ging zur Tür.

— Wer ist da noch? fragte er, und eine leise, bescheidene Stimme antwortete: „Ich bin's, Lisbeth; ach bitte, nur auf einen Augenblick ...“

War das möglich? Sie war wieder da! Sollte er öffnen? — Er blieb still, aber überlegen konnte er nicht viel, denn der Wein hatte seine Sinne verwirrt.

Er hörte nur, wie sie wartete und seufzte. Gewiß, sie wollte nur auf einen Augenblick herein und sich wärmen. Konnte er sie abweisen? — Es war ihm, als

hörte er Bergmanns Stimme: „Heuchlerpack, alle miteinander, ohne Mut und Herz!“

Er öffnete und sie schlüpfte hinein.

Sie war schon im Wohnzimmer, als er noch an der Tür beschäftigt war.

— Hier geht es ja hoch her; kriege ich auch ein Glas? lachte sie ihn an. — Ist das wohl eine Art, sich dem stillen Suff zu ergeben!

Schnell lächelte verlegen und half ihr beim Ablegen. Sie setzte sich auf das Sofa und er sich ihr gegenüber. Aber das wollte sie durchaus nicht leiden: er mußte zu ihr.

— Ich tue Ihnen wirklich nichts, Sie brauchen keine solche Angst vor mir zu haben... meinte sie halb vorwurfsvoll, halb spöttisch-mitleidig.

Er mußte nachgeben. Er durfte doch nicht unhöflich sein als Wirt — —

Sie war in allerbester Stimmung. Der Wein schmeckte ihr und die zweite Flasche war bald entkorkt. Es ist nun einmal gleich, dachte Schnell und schenkte ein, ihr und sich.

— Ansehen! rief sie beim Anstoßen, — ansehen! und sie sah ihm tief in die Augen, als sie tranken.

Das Blut oder der Wein — was war es? — stieg ihm wie eine Welle zu Kopf. Er wollte sich aufraffen, allerlei Gedanken fassen, aber er konnte es nicht mehr...

Er mußte ihr nur immer zuhören und rauchte in wütender Hast. Er mußte sie auch ansehen, wie sie so lebhaft und lustig sprach, und er meinte, es sei nicht mehr dieselbe, die er doch schon zweimal gesehen.

Da lehnte sie plötzlich mit einer jähen Bewegung ihren Kopf gegen seine Schulter und er spürte den feinen Duft ihres Haares an seinem Munde.

Die Sinne begannen ihm zu schwinden, er wagte sich nicht zu rühren.

Sie sah ihn an, lächelte wie vorhin, aber sagte nichts mehr. Ein Verlangen sprach aus ihren Augen, das ihn erschreckte und zugleich beseligte, ein Verlangen nach ihm — nein, nein!

Er trank und wollte sie leise aufheben.

Da aber warf sie sich über ihn und umschlang ihn mit einer Gewalt, gegen die er machtlos war. Die Lampe erlosch. Wer hatte sie ausgeblasen? —

— Nein, nein! sagte er mit erstickter Stimme noch mehrere Male.

Aber es half ihm nichts mehr.

*

Als er am Morgen erwachte, warf er nach alter Gewohnheit zuerst seinen Blick auf die Uhr. Es war die höchste Zeit für ihn und weit später als sonst . . .

Dann, als er sich umwendete, sah er das Weib neben sich liegen und alles fiel ihm mit einem Schlage ein. Er war wie gelähmt von plötzlichem Schrecken, und während sie ruhig weiterschlief, ohne sich zu regen, setzte er sich aufrecht und begann zu zittern vor Angst. Was hatte er getan? — O Gott, was hatte er getan? — Alles war jetzt vorbei!

Aber dennoch mußte er in die Schule.

Während er sich das eiskalte Wasser über das Gesicht laufen ließ, nach Kamm und Bürste und nach seinen Kleidern griff, Stück für Stück, warf er ab und zu einen noch schlaftrunkenen Blick auf die Uhr und sah, wie die Zeiger vorrückten.

Er würde sicher zu spät kommen! — Und er mußte sie doch wecken, sie mußte noch vor ihm aus der Wohnung ...

Mit unbeschreiblichem Widerwillen trat er an das Bett und faßte sie leise bei der Schulter. Sie rührte sich nicht, bis er sie schüttelte. Da schlug sie die Augen auf.

Es lächelte, dies Weib, es lächelte noch ...

Sie müsse aufstehen, sagte der Lehrer.

— Ach, laß mich doch noch schlafen ... gähnte sie und drehte sich um.

Nein, sie müsse aufstehen, sie müsse aufstehen, sagte er mit solcher Dringlichkeit, daß sie völlig erwachte.

— Wohin willst du denn, fragte sie und sah ihn an, und er bemerkte, wie böse ihr Blick war. Sie schien es selbst zu fühlen, denn sofort wurde sie freundlich. Sie war jetzt ganz wach.

— Ach, laß mich doch hier, schmeichelte sie gegen seinen Protest an. — Du kannst mich ja einschließen, ich will auch ganz still sein und ich mache unterdessen hübsch Ordnung hier, und wenn du wiederkommst, gehe ich fort.

— Aber es kann jemand kommen!

— Ich mache keinem Menschen auf, versicherte sie.

Er stand ratlos da. Es war jetzt die allerhöchste Zeit: wenn er warten wollte, bis sie fertig war, kam er auf alle Fälle zu spät.

Noch zweimal sagte er, schon fertig angekleidet und

unruhig-wartend, daß sie endlich aufstehen möchte, sie müsse gehen, sie könnte nicht hier bleiben . . .

Aber es war sein letztes Auflehnen.

Zuerst hatte sie ihn mit seinem Mitleid besiegt, dann mit seiner Sinnlichkeit. Nun siegte schon ihr nackter Wille, da er der stärkere war, über den seinen, und sie wußte, daß sie das Spiel gewonnen hatte, gewonnen für immer.

Die Uhr in der Hand stürzte er fort. Wenn er jetzt gleich eine Pferdebahn erwischte, kam er noch zur rechten Zeit.

Während er den Schlüssel umdrehte und abzog — sie horchte genau — lächelte sie zufrieden, grub sich tiefer in die warmen Kissen, wandte sich von dem einbrechenden Lichte ab und schlief nach ein paar Minuten so fest wie zuvor.

Er lief unterdessen der Pferdebahn nach, erreichte sie noch, trat fast pünktlich in seine brüllende Klasse, und sah mit peinvoller Beklommenheit die Stunden sich abwickeln. Gingen sie ihm zu rasch oder zu langsam? — er gab sich keine Rechenschaft darüber.

Erst nach zwölf Uhr, auf dem Heimwege, versuchte er einen klaren Gedanken zu fassen. Er vermochte es nicht.

Ob sie wohl noch da war? —

Eine große Überraschung wartete seiner. Sie war nicht da, aber sie hatte die Zimmer in Ordnung gebracht, das sah er auf den ersten Blick; sie mußte tüchtig gearbeitet haben, um die Spuren der Verwahrlosung der letzten Tage so zu verwischen.

Was sollte er dazu sagen? —

Er kämpfte mit seiner Scham über das Geschehene und einem Gefühl von Rührung. Er hatte sie nicht einmal — bezahlt . . .

Als er gegessen hatte und sich an seine Arbeit machte, wartete er mit einem Gefühl ängstlicher Erwartung und Unruhe auf ihr Erscheinen.

Was würde sich daraus entwickeln? . . .

*

Um vier Uhr erschien sie, als er über seinen Heften saß, strahlend und heiter: ob sie es recht gemacht habe? —

Und dann kam sie mit ihren Vorschlägen heraus: Er möge doch sie als Aufwartefrau annehmen; er solle sehen, wie gut sie ihm alles machen wolle. Es würde ihm auch alles billiger zu stehen kommen als bisher; sie werde sich schon einrichten und er solle nur nicht denken, daß sie eines von den Mädchen sei, welche alles bezahlt haben wollen: wenn sie einmal einen gern habe, dann sei das ganz etwas anderes.

Und als er schwieg, fing sie an zu weinen: es sei ein zu elendes Leben, das sie führe, und sie möchte aus ihm heraus, um jeden Preis. Er solle sehen, sie würde alles aufgeben um seinetwillen, wenn er einwillige. Des Morgens könne sie vielleicht noch eine andere, ähnliche Stelle in der Nachbarschaft einnehmen — sie habe sich eben schon danach umgetan — und nachmittags könne sie ihrer Wirtin beim Kleidermachen helfen . . .

So redete sie und redete, und er saß da und wußte nicht, was er antworten sollte. Er suchte nach einem

Grunde, um sie abzuweisen, aber er fand keinen einzigen. Was sollte er sagen, ohne sie zu beleidigen? — Konnte er ihr ins Gesicht sagen, daß er nur ein „anständiges" Frauenzimmer brauchen könne? —

Das schien ihm unmöglich und so gab er nach, gegen seinen Willen, ratlos, da er sich nicht anders zu helfen wußte. Aber sein Herz zitterte vor dem, was kommen mußte, und was er dunkel ahnte ...

Wäre sie gewesen wie am vergangenen Abend, würde er vielleicht die Unmöglichkeit eines solchen Zugeständnisses eingesehen und die Kraft gefunden haben, es abzulehnen. Aber sie erschien ihm so verändert: sie war sauber und ordentlich gekleidet, lachte nicht und sprach so demütig, und es schien ihr so ernst zu sein, einen anderen Lebenswandel zu beginnen, daß er ihren Tränen nicht zu widerstehen vermochte. Sie war nicht mehr die Dirne der Straße, sie war wieder die Frau, die an jenem ersten Abend an seinem Ofen gelehnt und auf seinen Wunsch schweigend sein Zimmer verlassen hatte, fast ohne ein Wort und ohne etwas von ihm zu verlangen ...

*

So waren sie einig geworden. Sie hatte erreicht, was sie wollte ...

Einige Tage ging es gut, sie nahm sich zusammen. Sie hielt die Zimmer weit besser in Stand als die Alte, die fortgeblieben war.

Es war derselbe Lohn zwischen ihnen vereinbart worden, aber beide fühlten ganz gut, daß das Unsinn war. Er

gab ihr am ersten Tage zehn Mark für „Auslagen der nächsten Zeit". Sie versprach, jeden Pfennig aufzuschreiben.

Nach vier, fünf Tagen verschwand der Reiz der Neuheit bei ihr an ihrer Beschäftigung. Statt des Morgens kam sie nachmittags — „sie störe ihn doch nicht?" — wirtschaftete zwei Stunden herum — und eines schönen Tages erschien sie auch abends. Sie sei so sehr allein, ob sie ihm nicht Gesellschaft leisten dürfe ... Was sollte er antworten? —

Dann fragte sie, ob sie ihm nicht Abendbrot holen solle, wobei sie andeutete, daß sie selbst Hunger und kein Geld mehr habe.

Er wagte nicht, sie zu fragen, wo denn das Zehnmarkstück hin verschwunden sei, und gab ihr Geld.

Sie ging und kam bald zurück. Sie war an diesem Abend wieder voll sprudelnder Lustigkeit und unterhielt ihn fortwährend. Natürlich blieb sie bei ihm. Es war wie an jenem ersten Abend, nur um vieles nüchterner. Erst in dieser Nacht lernte er ihre maßlose Unersättlichkeit kennen.

In den letzten Tagen hatte sie ihn mit „Sie" angeredet, als habe sie den Abend und den Morgen ihres ersten Beisammenseins gänzlich vergessen.

Von nun an sagte sie ausschließlich „Du". Er wechselte ab; das „Du" kam nur zögernd von seinen Lippen.

*

Es wurde jetzt überhaupt ganz anders.

Ein richtiges Zusammenleben begann; die Sache war in Gang gekommen.

Sie war seine kleine Frau, wie sie sagte.

Als er dies Wort zum erstenmal von ihr hörte, war es ihm, als schaue er plötzlich in den tiefen Abgrund der Zukunft ...

In den ersten Tagen wagte er überhaupt nicht, sich klar zu werden über das Geschehene; er befand sich in einer dumpfen Betäubung, wenn er bei ihr, und in einer qualvollen Unsicherheit, wenn er allein war.

Er machte sich Vorwürfe über Vorwürfe, aber was halfen die! ...

Übrigens war er selten allein, denn sie verließ sein Zimmer kaum mehr. Sie habe sich mit ihrer Wirtin entzweit, sagte sie. Wie sie sein Bett teilte, so teilte sie die Mahlzeiten mit ihm, mit Ausnahme des Mittagessens.

Sie war immer da, er mochte nach Hause kommen, wann er wollte.

Die Ordnung in den Zimmern hörte fast noch schneller wieder auf, als sie gekommen war, und wurde nur gelegentlich wiederhergestellt.

Aber immer waltete noch eine gewisse gegenseitige Vorsicht in ihrem Verkehr; noch waren sie nicht zu einer Auseinandersetzung gekommen, in der alle Hüllen gefallen waren.

Sie erwartete diesen Zusammenstoß mit Seelenruhe; er sah ihm mit unbeschreiblichem Bangen entgegen. Daß er kommen mußte, wußten beide.

*

Was sie endlich herbeiführte, dessen erinnerte er sich später nicht mehr; wahrscheinlich irgendeine Kleinigkeit, wie das meist der Fall ist.

Aber ihren ersten Zusammenprall vergaß er nie: wie sie sich zeigte in ihrer wahren Gestalt und er vor ihr zusammenbrach wie ein schwaches Rohr.

Wenn er allein war in dieser ersten Zeit, glaubte er wahnsinnig werden zu müssen, und er begann zu grübeln und zu grübeln, wie er es machen solle, sie wieder loszuwerden.

Hundertmal, und jedesmal in anderer Weise, legte er sich die Worte zurecht, die er ihr sagen wollte: heute noch, ganz sicher heute noch! — Es ging nicht länger mehr.

Er wollte sie bitten, flehentlich, unterwürfig, wie um eine Gnade, ihn freizugeben ...

Er wollte ihr sagen, er habe kein Geld mehr und müsse seine Wohnung aufgeben, so unwahrscheinlich das auch klingen mochte, da er Kontrakt bis Ostern hatte ...

Oder er wollte ihr einfach kündigen. Das Frauenzimmer hatte sich ihm förmlich aufgedrängt, er hatte sie doch nicht gerufen ... Sie erfüllte zudem ihre Pflicht in lässigster Weise.

Im schlimmsten Falle endlich wollte er ihr sogar mit der Polizei drohen. Vor der hatte sie Respekt, das wußte er ...

Aber als es zu der ersten Szene kam, führte er keinen von diesen Plänen aus, und sagte auch nicht die wohlüberlegten Worte, sondern ganz andere, wie sie ihm gerade kamen.

Er bat und weinte und drohte — er tat alles zusammen.

Sie war erst ganz still, dann aber brach sie los.

So! — So! — Das war nett, das mußte sie

sagen! — Also er kündige ihr?! — Ihr?! — Nachdem er erst die größten Hoffnungen in ihr geweckt und sie daraufhin ihr ganzes Leben geändert habe: sich mit ihrer Wirtin erzürnt, ihre Verbindungen alle aufgegeben, noch gestern den alten Kerl, der ihr immer dreißig Mark — nie weniger! — gegeben, habe abfahren lassen, jetzt, jetzt sei es ihm schon leid und er glaube, er könne sie wegwerfen, wie einen alten Fetzen! . . . Ja, warum denn eigentlich? — Weil sie ein paarmal zu lange geschlafen und sein Zimmer zu spät gemacht habe? — Diese alte Bude! — Warum nicht gar! — Das wäre ja noch schöner — — und sie brauchte Worte, wie er sie nie gehört, schlug mit den Händen um sich und schrie, daß die Wände hallten.

Der Lehrer war erstarrt. Was war das für ein Weib, das sich ihm da zeigte!

Dann aber empörten ihn ihre frechen und verlogenen Tiraden und er geriet ebenfalls in Zorn.

Sie sei es gewesen, die sich ihm aufgedrängt habe, er habe sie nicht gerufen. Er bereue, was er getan, und wolle es wieder gutmachen, aber so könne es nicht weitergehen, er ertrüge es nicht mehr, nein, er ertrüge es nicht einen Tag länger —

Sie hörte ihm gar nicht zu, sondern schimpfte und schrie weiter wie eine Verrückte.

Da griff er zu seinem letzten Mittel und ein großer Mut kam über ihn.

Mit Frauenzimmern ihres Schlages sei doch wohl noch fertig zu werden. Er verzichte auf jede weitere Auseinandersetzung, aber er sage ihr, daß, wenn sie es

noch ein einziges Mal wagen sollte, seine Wohnung zu betreten, er die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen werde —

Sie hörte das Wort: Polizei — und einen Augenblick war sie still. Aber nicht vor Schrecken, wie Schnell zuerst glaubte. Die Wut erstickte sie.

Sie konnte kaum sprechen, als sie dann auf ihn zutrat; die Worte quollen gleich Gifttropfen aus ihrem Munde.

Die Polizei? — Wohl: er solle nur hingehen. Aber ob er auch wisse, was sie dann tun werde? — Wie es ihm wohl gefallen würde, wenn seine Schulbehörde von all diesen Dingen erführe? — Wie?! —

Er wurde ganz blaß, so furchtbar war sein Erschrecken. Sie genoß ihren Triumph; er war vollständig.

Er wollte ihr etwas erwidern, aber er konnte nicht ... Er taumelte hinaus und sie warf sich auf das ächzende Sofa, um zu schlafen.

Als er spät in dieser Nacht nach Hause kam, sah er, daß sie sich im Vorzimmer eine Art Lagerstätte zurechtgemacht hatte. Sie schlief auf einer alten Matratze und hatte sich eingehüllt in Tücher und einen alten Mantel. Auf ihren Zügen ruhte der Frieden eines guten Gewissens. Schnell aber lag die ganze Nacht und sah in das Dunkel: er machte sich klar, was geschehen würde, wenn sie ihn denunzierte ...

Und er wünschte sich die Kraft und den Mut, sie ermorden zu können, diese Verruchte!

*

Von da an kam eine gewisse Regelmäßigkeit in ihr Leben. Szenen, wie diese folgten sich alle acht, zehn, vierzehn Tage, wenn das Gefühl seines Elends allzu stark in ihm wurde und er ihre Zudringlichkeiten einfach nicht mehr ertrug. Dann folgte nach einem solchen Ausbruch der Leidenschaft eine beiderseitige Abspannung der Gefühle, in der sie einander aus dem Wege gingen — sie auf die Straße, er zu Timm; an solchen Tagen kam sie nachts entweder gar nicht oder sie schlief auf ihrem „Hundelager", wie sie es nannte; doch bald war sie wieder um ihn herum und jedesmal brachte sie eine „Versöhnung" zustande, so oder so, aber es gelang ihr fast immer, indem sie an sein Herz appellierte, und weinte, bat und verliebt tat, bis er nicht mehr widerstand und beinahe ihren Schwüren der Besserung traute, an die sie selbst in solchen Stunden glaubte.

So viele Mittel hatte sie, ihn unterzukriegen, den schwachen Menschen ohne Willen und ohne Erfahrung, und sie brauchte sie nicht einmal alle ...

In seinem Kopfe wurde es täglich wüster und ihm war, als könne er niemals mehr aus dieser Wildnis herausfinden.

Vor allem graute ihm, am meisten vor sich selbst. Was sollte daraus noch werden? — Und nirgends sah er ein Ende.

*

Alle Liebe ist Selbstliebe und jeder liebt sich in einem anderen Wesen auf seine eigene Weise.

Sie liebte ihn — auf ihre Weise natürlich —, aber sie liebte ihn wirklich. Und das war kein Wunder, denn

er war eigentlich der einzig anständige Mensch, der ihr bis dahin in ihrem Leben begegnet war.

Als sie ihn das erstemal gesehen hatte, war er ihr fast komisch erschienen, und sie ließ ihn gehen, ohne daran zu denken, ihn jemals wiederzusehen.

Als sie dann auf seinem Zimmer gewesen und seine zimperliche und jungfräuliche Angst vor ihrem Bleiben sah, dachte sie: Was für ein Esel! — Aber sie wurde lüstern zu sehen, was wohl hinter dieser Außenseite stecken möchte, und so war sie denn eines Abends — durchnäßt und halb erfroren — wiedergekommen, und da die Gelegenheit günstig war, hatte sie ihn, unterstützt durch den Ungarwein, verführt.

Von nun an besaß sie ihn.

Das Leben gefiel ihr. Obwohl er kein Geld hatte, zog sie es dem vor, fürstlich ausgehalten zu werden von einem reichen Kerl, dafür aber allen Launen und Lüsten desselben bei Tag und Nacht unterworfen zu sein.

Außerdem waren das tempi passati für sie, denn sie wußte nur zu gut, wie alt sie war, und daß selbst ein schlechter Kenner ihr nicht weniger als die Mitte der Dreißiger gegeben hätte.

Im Anfang meinte sie es übrigens ganz ernst mit ihrer „Stellung“, und sie bildete sich drei Tage lang ein, es bereite ihr Spaß, das Bett zu machen und die Stube zu kehren, weil sie es seit Jahren nicht mehr getan. Aber auch als dieser Wahn längst geschwunden war, drückten ihre Verpflichtungen sie nicht, wenn sie nur herumsitzen oder -liegen konnte und nicht fortwährend

mehr das Lamentieren ihrer Wirtin anzuhören brauchte, der sie nicht genug Geld mit nach Hause brachte.

Was aber das Wichtigste für sie war: sie brauchte nicht mehr an den nassen Abenden und in den eisigen Nächten in den Straßen herumzulaufen, was wahrlich kein Vergnügen war, und sich die Schwindsucht zu holen . . .

Und noch eins kam zu diesem allen: er gefiel ihr ausnehmend.

Sie war es, die ihn immer wieder von neuem verführte. Seine fast unberührte Frische (seine Frau war zart und kränklich gewesen, lange bevor sie starb), seine Naivität und Zurückhaltung waren für sie etwas Neues, das sie reizte, lockte, ihre Sinne beschäftigte und immer wieder von neuem reizte.

Gewohnt, sich auf Befehl jedem hinzugeben, der sie wollte, war ihr das alte Spiel des Anziehens und Abstoßens, das sie so lange nicht geübt, wieder etwas Neues, und sie fühlte sich wirklich als seine kleine Frau, wie sie sich mit Vorliebe nannte.

Nur zum Spaß natürlich. Sie wußte wohl, daß er sie niemals heiraten konnte in seiner Stellung, und daß sie ihn auch nie dazu bringen würde. Ehrgeizig war sie nicht.

An die Szenen war sie gewöhnt. Sie regten sie nicht auf, höchstens nur noch angenehm an und schadeten ihr seelisch nichts. Die Versöhnung nachher war um so schöner, desto schwerer sie ihr geworden war. Die anderen Männer hatten sie gewöhnlich geprügelt. Hier war sie die absolute Herrin.

Sie war nicht mit Willen grausam. An sein Unglück glaubte sie nicht recht; wie unglücklich er in Wirklichkeit war, davon hatte sie gar keine Ahnung.

Die Abwechslung, die er in ihr Leben gebracht, war so angenehm in jeder Beziehung, daß sie fest entschlossen war, ihn freiwillig niemals aufzugeben und ihn zu halten, solange es eben in ihrer Macht lag. Daß es nicht für immer war, wußte sie, mochte aber nicht daran denken ...

*

Er liebte sie sicherlich nicht; im Grunde genommen haßte er sie auch nicht. Er fürchtete sie.

Das war es: er fürchtete sie.

Sie hatte ihm mit ihrer Drohung einen furchtbaren Schrecken eingejagt: wenn sie ihn bei der Behörde denunzierte, so war er verloren. Er würde sofort seiner Stellung enthoben werden, das wußte er nur zu genau, und nicht allein das: jedermann würde den Grund seiner schimpflichen Entlassung erfahren, und nie würde es ihm gelingen, eine andere Stellung zu erlangen. Und was sollte dann aus ihm werden?

Nie würde er sein Kind wiedersehen dürfen, das sich — älter geworden — von dem Vater abwenden mußte, der das Andenken der Mutter so kurz nach ihrem Tode schon entehrt und bloßgestellt ...

Er konnte nicht weiter denken vor Angst und Entsetzen! — Nein, das durfte, das durfte nicht sein!

Lieber alles, alles ertragen! — Einmal mußte es ja doch ein Ende nehmen.

Aber wann? — Er sah es nicht ab.

Er mochte sich noch so fest vornehmen, kein Wort mehr mit ihr zu sprechen, immer war er nach ein paar Tagen durch irgendeine Angelegenheit gezwungen, ihr zu antworten, und dann verstand sie es — er begriff sie nicht, und sich selbst noch weniger! — geradezu meisterhaft, als eine so andere zu erscheinen, daß er ihr verzeihen mußte, ohne daß er es wollte.

Denn auch in der Kunst war sie Meisterin: wenn sie selbst fühlte, daß die Saiten zu straff gespannt waren, machte es sich jedesmal wie von selbst, daß sie ein, zwei, auch drei Tage gänzlich fortblieb. Doch immer, wenn er kaum begonnen hatte, aufzuatmen, war sie wieder da: verwahrloster, frecher, als je zuvor, und mit immer neuen Waffen ausgerüstet, ihn zu besiegen.

Auch sein Wesen änderte sich langsam, er fühlte es.

Die Gleichmäßigkeit seines Empfindens verschwand und machte einer nervösen Gereiztheit Platz, die ihm besonders in seinem Beruf verhängnisvoll wurde. — Da er in steter Angst und Unruhe lebte, die Wahnsinnige könne ihn verraten, und dann zwischendurch wieder aufatmete, fiel er aus tiefster Bedrücktheit öfters in eine unnatürlich gesteigerte Fröhlichkeit, die sich Luft bei Timm machte, wo man sie dem wohltätigen Einfluß der Großstadtluft im allgemeinen und dem des Stammtisches im speziellen zuschrieb. — Da er gewohnt gewesen war, in ordentlicher Umgebung alles bei der Hand zu finden und nun in Unordnung und Schmutz fast erstickte, wurde er verwahrlost in seiner Kleidung und unregelmäßig in seinen Gewohnheiten. — Aus den Auseinandersetzungen, die ihn im Anfang unglücklich machten, dann reizten,

brachte er seiner Sprache Ausdrücke zu, die er vorher nie gebraucht, kaum gekannt hatte, und deren er sich schämte, wenn er sie selbst hörte.

Dies alles kam langsam, nach und nach, aber es kam, und er erschrak innerlich jedesmal, wenn er es bemerkte.

*

Was ihn aber am meisten beunruhigte, war, daß er selbst fühlte, wie er anfing, sich an sie zu gewöhnen. Er ertappte sich mehreremal darauf, daß er nachts — wenn sie nicht da war — von ihr träumte und sie sich nahe wähnte. Er wollte es sich nie eingestehen, aber es war doch so, daß in solchen Stunden seine Träume ihre Gegenwart herbeiwünschten.

Sie hatte verstanden, in ganz kurzer Zeit Gedanken und Wünsche bei ihm zu erwecken, die ihm bis dahin völlig fremd gewesen waren: in den langen Nächten, wenn sie an seiner Seite lag und sie beide wachten, weihte sie ihn allmählich ein in alle Geheimnisse der Liebe, von denen ihr keines fremd war.

Er wollte nicht und mußte ihr dennoch lauschen, wenn sie von ihrem Leben erzählte: von ihrem ersten Geliebten, dem Straßenjungen, an bis zu dem alten Herrn, der sie für die und die Dienste aushielt, während ihr sein Sohn „ein Kind gemacht“ habe und es sodann bei ihr um seine natürliche Nahrung bestohlen, so daß es sterben mußte und sie selbst sich die ersten Anfänge der Schwindsucht geholt, an der sie langsam zu Grunde ging, war dieses ganze Leben ein Abgrund trostloser Erniedrigung und gräßlichen Elends.

Er hätte sich die Ohren zuhalten mögen, wenn sie ihn mit jeder neuen Geschichte — eine noch unerhörter als die andere — tiefer und tiefer hineinzog in die Kenntnis des Lebens, aber sie bannte ihn förmlich und er war wie das Kind, das lüstern in dem verbotenen Buche blättert und verstohlen Seite um Seite verschlingt.

Oft tat sie ihm so leid, daß er hätte weinen mögen — denn ihre Erzählungen waren jetzt wahr, sie belog ihn nicht mehr: was hatte sie durchmachen müssen! — und er konnte nicht anders, als freundlich gegen sie sein.

Aber wenn er sie am nächsten Tage wiedersah, mußte er seine Augen von ihr abwenden, so graute ihm vor ihr und so schämte er sich.

Warum sie ihn zum Vertrauten all ihrer Geheimnisse machte? — Wollte sie sein Mitleid erwecken, wollte sie ihn dadurch stärker an sich ketten, wollte sie ihm den höchsten Beweis ihrer Liebe geben damit, daß sie sich ihm rücksichtslos erschloß, oder wollte sie auf seine Sinnlichkeit wirken, um ihn mehr und mehr besitzen zu können? — Sie war sich wohl selbst nicht klar darüber, warum sie es tat.

Sie nannte ihn „Bärtchen". Einmal, weil sie das für eine geschmackvolle Abkürzung seines Vornamens und für eine reizende Liebkosung hielt, dann auch, weil er — wie sie lachend sagte — einen solch hübschen, blonden, schütternen Bart habe: in den sei sie gleich verliebt gewesen, als sie ihn gesehen.

Wie er schon unter diesem einen Wort litt! — Er bat sie, ihn anders zu nennen, aber sie lachte ihn aus

und er duldete es, wie er ihre Zärtlichkeiten duldete, die er verabscheute.

Er schämte sich nicht nur vor sich selbst, er schämte sich vor jedem Menschen, den er sah. Er ging nie mehr über die Treppe, ohne daß das Gefühl ihn niederdrückte, jeder Hausbewohner müsse um sein schmähliches und unwürdiges Verhältnis wissen und es ihm gleichsam ansehen, wie tief er gesunken war. Aber kein Mensch kümmerte sich um ihn; nur das alte Ehepaar drüben grüßte ihn weniger freundlich als früher.

Er war in beständiger Angst, seinem Rektor, seinen Kollegen, oder doch sicher den Gästen bei Timm müsse irgend etwas zu Ohren gedrungen sein. Aber nie hörte er irgendeine Bemerkung, die er dahin hätte deuten können.

Er vergaß, wie groß Berlin ist und daß er für sich allein lebte.

Ja, zuweilen, aber allerdings nur selten, kam ihm eine Stunde, wo es ihm selbst schien, als sähe er das ganze Verhältnis zu schwarz an, als wäre das nicht so schlimm und als täten die meisten dasselbe, und er sei nur eben immer der alte Angstmeier, der alles ins Maßlose übertrieb. In der nächsten war dieser Anflug von Mut wieder spurlos verflogen und er litt heftiger und schmerzlicher als zuvor . . .

*

Eines Nachts wachte er auf, wahrscheinlich durch einen Lichtschein in seinem Zimmer geweckt.

Da sah er sie am Tisch sitzen.

Sie bemerkte ihn nicht und er lag regungslos, gebannt durch das, was er sah.

Sie saß auf dem Sofa, halbentkleidet; da sie fror, hatte sie seinen alten Mantel um die halbnackten Schultern geworfen.

Sie zählte Geld, er sah es deutlich. Ein Schein war darunter, auch ein Goldstück glaubte er zu erkennen; das kleinere Geld schichtete sie zu Haufen, und so vertieft war sie in ihre Beschäftigung, daß sie nichts anderes sah und hörte. Der Lehrer hielt den Atem an . . .

Ihm begann zu grauen.

Sie mußte einen guten Raubzug gemacht haben, er sah es an dem Ausdruck ihres Gesichtes. Er sah auch, wie alt sie war, so beschienen von dem Licht der Lampe, das auf ihr blasses Gesicht fiel: diese zersprungenen Lippen, die Falten, die sich von den Augen nach den Schläfen und dem Munde zu zogen, der welke Hals und diese schlaffen Brüste — noch nie hatte er sie so deutlich gesehen, sie erschien ihm scheußlich, wie sie so dasaß und sich freute über den Lohn ihres feilen Gewerbes.

Das Blut lief ihm in die Schläfen und er bezwang sich nur mit aller Kraft, um nicht aufzuspringen und sie zu schlagen, wie sie es verdient, so sagte er zu sich.

Sie hob noch einmal den Schein gegen das Licht — der war sicherlich von dem Alten, den sie damals seinetwegen aufgegeben — um sich an seiner Echtheit zu freuen, dann trank sie gierig das Bier aus, das vor ihr stand, und erhob sich schwerfällig und müde, wie abgearbeitet.

Schnell schloß die Augen, und unter der Decke ballte

er seine Hände; wenn sie jetzt zu ihm ins Bett wollte, würde er sie erwürgen, ja, erwürgen wie eine Katze! —

Sie trat an sein Bett, zwischen das Licht und ihn. Er tat, als ob er schliefe. Die Angst lähmte ihn. Ihr Schatten fiel über ihn.

Er sah nicht, wie sie ihn anschaute: mit einem halb spöttischen, halb gutmütigem Lächeln, wie ein kleines Kind, das man im Schlaf nicht stören will. So war auch die Bewegung, mit der sie ihm leise über das Haar strich ...

Er wußte auch nicht, was sie dachte: daß sie heute Geld genug verdient habe, um nun acht Tage wieder nur ihn, ihn ganz allein lieben, und zuweilen auch für ihn mitsorgen zu können. Er brauchte es ja nicht zu wissen, der arme Narr, wie sie es erworben, durch welche Praktiken, und was sie damit tat, er war so vorurteilsvoll in solchen Dingen. Sie würde es schon machen.

Sie wollte ihn auch nicht stören; er schlief so gut und sah gerade so bekümmert aus, wie am Tage. Warum nur eigentlich? —

Sie raffte ihr Geld rasch zusammen, blies die Lampe aus und schlich sich in die Kammer, wo sie sich, wie sie war, hinwarf. Bald darauf hörte Schnell die Atemzüge ihres gesunden Schlafes.

Er schlug die Augen auf und starrte in die Dunkelheit. So bewußt seiner Schmach war er sich noch nie gewesen, wie in dieser Stunde.

So weit war es gekommen, so weit! —

Er hatte es längst geahnt, jetzt wußte er es und mußte sich eingestehen, daß sie ihn betrog, nein, das war

nicht richtig, vielmehr: daß sie ihr altes Leben wieder begonnen.

So weit war es also gekommen, so weit!

Er teilte ihre Gunst mit jedem anderen — ohne Unterschied.

Ohne Unterschied? — Doch! Es war ein Unterschied da: von den einen wurde sie bezahlt, während er —

Ein eisiger Schauder durchströmte seine Glieder und er richtete sich im Bette auf.

Er — bezahlte sie nicht! — Er genoß ihre Liebe — umsonst! —

Dann aber war er — er sprach das Wort nicht aus — dann war er nichts anderes als ihr — Zuhälter! — Ihr Ludewig! . . . Ja, er kannte jetzt das Wort . . .

Nein! — — Nein! — — Nie! — —

Er sprang aus dem Bett und stürzte zum Tisch.

Das Glas der Lampe klirrte in seiner Hand gegen die Glocke.

Mit dem brennenden Licht trat er an ihre Matratze und rüttelte sie heftig.

Sie schlug die Augen auf und lächelte selig, als sie ihn sah. Sie glaubte, er wolle zu ihr.

Aber als der Schein des Lichts auf sein Gesicht fiel, erschrak sie, und sie fragte: „Was ist los?“

— Steh auf, sofort, und komm herein! — stieß er hervor und ging zurück in das Zimmer.

Sie kam ihm halb ängstlich, halb entrüstet nach und wollte böse werden. Was war denn los?

Er ging im Hemde mit bloßen Füßen auf dem kalten Boden hin und her, ohne es zu wissen.

— Setz' dich, dahin setz' dich ...

Und dann brach er los in einem so heftigen Schmerz, daß sie wirklich bestürzt wurde.

Alles sagte er ihr, alles, was sie schon so oft von ihm gehört in dieser letzten Woche, aber in einer Sprache, die ihm die höchste Verzweiflung gab und die ihr fremd an ihm war. Sie begriff nicht, was er wollte.

Dann hörte sie es zum Schluß: Er wisse, daß sie wieder auf die Straße gehe, sie solle nicht leugnen. Er mache ihr keine Vorwürfe. Aber was er wissen wolle und müsse, das sei, ob sie jemals von ihrem Sündengeld auch nur einen Pfennig auf eine Ausgabe für ihn verwendet habe? — Darauf solle sie antworten! —

Er stand vor ihr und es war still im Zimmer. Das Licht fiel flimmernd, als wundere es sich, über diese beiden gespenstischen Gestalten, die — beide nur mit dem Hemd bekleidet — mit ihren nackten Armen und Füßen in dieser stillen Nacht sich gegenüberstanden — der Tod und die Sünde ...

Sie war jetzt beruhigt. Also das war es! Und darum weckte er sie erst. Beinahe hätte sie gelacht.

Sieh, er solle doch nur vernünftig sein. Was das wieder für ein Einfall war! — Erst sagte er ihr hundertmal, daß er sie hasse und verabscheue und nichts mehr von ihr wissen wolle, und dann verlange er, sie solle ihm treu bleiben. Gott sei ihr Zeuge, wie gerne sie es sei, aber was solle sie denn anfangen, sie müsse doch leben! ...

Er hörte ihr in unheimlichem Schweigen zu. Dann wiederholte er: sie solle ihm antworten auf das, was er sie gefragt habe! —

Ach, das sei es, was ihn drücke. Nein, er könne ganz ruhig sein, sie habe noch nie von ihrem Gelde für ihn auch nur einen Pfennig verbraucht, sondern immer nur für sich ... Ob er jetzt zufrieden sei? — Und wieder gut sein wolle und wieder vernünftig?

Sie ging auf ihn zu. Aber er wich vor ihr zurück mit einer so verächtlichen Gebärde des Abscheus, daß sie ihre Geduld verlor, und dann dauerte es nie lange, bis sie sich in die blindeste Wut hineinredete.

Nun, wenn er nicht wolle, daß sie sich Geld auf andere Weise verdiene, dann solle er ihr doch welches geben. Dann sei ja die soziale Frage gelöst. Was er denn eigentlich wolle? — Ob er ihr zu fressen gäbe? — Nicht genug, daß er sie fast immer allein lasse, verlange er auch noch von ihr, daß sie geduldig dasitzen solle, bis er gnädig genug sei, sie anzusehen ...

Alle Bitterkeit über seine Vernachlässigung stieg in ihr auf und die Anklage- und Schimpfworte flossen reichlich mit dem ständigen Refrain: „Gibst du mir zu fressen? — Gibst du mir zu fressen?"

Er hörte nur immer diesen einen Satz, den sie wohl fünfmal wiederholte und er fühlte, daß er ihr nichts antworten konnte. Während die Kälte sie in ihr Bett zurücktrieb, und sie über ihren eigenen Klagen wieder einschlief, kleidete er sich langsam und mechanisch an.

Ein Gedanke war in ihm aufgetaucht, und ohne ihn weiter zu prüfen, hielt er ihn fest: er wollte in den Tod gehen. Diese Schmach war zu groß.

Er legte einen Zettel auf den Tisch, schrieb einige wirre Worte dieses Sinnes darauf, und legte sein letztes

Goldstück daneben. Dann ging er hinaus, ohne die Lampe gelöscht zu haben.

Es mußte noch sehr früh sein, denn es war fast dunkel und die Laternen brannten noch. Er ging durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin. Er wußte nicht, was er tat, aber im Ernst dachte er nicht daran, seinen Plan auszuführen. Er hätte sich nicht zu sagen gewußt, wie er es hätte anfangen sollen, und er wußte nur zu gut, daß ihm jeder Mut dazu fehlte.

Nach zwei Stunden trat er in eine Destille, wo Fuhrleute und Dienstleute ihren ersten Morgenschnaps tranken. Er saß eine weitere Stunde dort, wie zerschlagen und todmüde, in einem wüsten Halbschlummer. Dann fiel sein Blick auf die Uhr, er sah, daß es Zeit für seine Schule war und er ging, seine tägliche Pflicht zu erfüllen, die ihm Gewohnheit geworden war.

In einer Pause wurde er von einem seiner Kollegen gefragt, ob er krank sei; doch die meisten, die ihn sahen, glaubten, er habe die Nacht durchgekneipt und verschonten ihn mit Fragen.

Als er am Mittag nach Hause kam, war sie gerade aufgestanden. Sie hatte den Zettel gelesen und war sich eben klar über seine Bedeutung geworden.

Aber als sie ihn kommen und wortlos ins Bett taumeln sah, geknickt, bleich, ein Bild der Schwäche und des Jammers, ging ihr furchtbarer Schrecken in das alte verächtliche Mitleid über.

An diesem Tage hatte er seine letzte Macht über sie verloren.

*

Nun drehten sich ihre Zwistigkeiten nicht mehr um die Frage, ob sie sich trennen sollten und müßten oder nicht, sondern darum, ob sie ihr altes Leben wieder aufgenommen habe oder ihm „treu sei".

Sie war vorsichtiger geworden, vermied es, ihn Geld sehen zu lassen und ihm überhaupt Grund zum Verdacht zu geben. Sie belog ihn. Aber er glaubte ihr auch dann nicht mehr, wenn sie die Wahrheit sprach.

Er war müde dieser zweck- und sinnlosen Kämpfe und stumpfte Tag für Tag mehr ab. Er konnte nicht mehr gegen sein Schicksal an, wie er dachte.

Er saß jetzt die halben Tage bei Timm.

Im Anfang war er nur abends ab und zu hingegangen, wenn er es zu Hause bei ihr nicht mehr aushalten konnte; bald aber Abend für Abend.

Dann hatte er angefangen schuldig zu bleiben und Timm war gern darauf eingegangen. Er fing an anzukreiden.

Je kürzer die Tage wurden, desto früher erschien Schnell in der Wilsnackerstraße, oft, wenn noch niemand von der Stammgesellschaft da war.

Als sein Geld fast zu Ende war, aß er auch zu Mittag dort, und da ihm davor graute, nach Hause zu gehen, dehnte er die Stunden möglichst aus, und manchmal blieb er gleich dort, da es sich nicht mehr lohnte. So machte es sich nach und nach ganz von selbst, daß er nach Tisch auf dem Sofa in dem leeren, halbdunklen Hinterzimmer, auf dem allabendlich die beiden brummigen Eisbären thronten, sein Schläfchen hielt, in dem ihn niemand störte.

Timm ließ ihn gern gewähren. Ihm machte das nichts aus und der einsame, traurige Mensch tat ihm zuweilen leid, an dem der Kummer über den Verlust seiner Frau zehrte, wie er sich einbildete und wie alle anderen glaubten, weshalb auch niemand mit Fragen ihn belästigte.

So lebte der Lehrer also, außer der Schulzeit, in der Kneipe, und ging nur nach Hause, um zu schlafen (immer ziemlich spät, nie vor Mitternacht) und zuweilen, wenn er Hefte zu korrigieren hatte, was er stets mit Widerstreben tat, da er nie sicher war, sie nicht vorzufinden.

Zuerst schämte er sich dieses Lebens, wie er sich überhaupt über alles schämte; nach drei Wochen wurde es ihm zur Gewohnheit.

Auch das Trinken gewöhnte er sich allmählich an. Natürlich, denn in der Zeit eines ganzen Nachmittags und eines langen Abends leeren sich die Gläser ganz von selbst. Auf seinem Dorf war seine abendliche Ration drei, höchstens vier Glas gewesen; jetzt brachte er es oft auf zwölf, dreizehn — die böse Zahl! — und blieb nie unter sieben.

Das Bier war nicht teuer und er aß jetzt auch billiger.

Die Stammgesellschaft hatte sich rasch daran gewöhnt, ihn als einen der Ihrigen zu betrachten. Er brachte kein neues Element in sie hinein (man machte überhaupt keine hohen Ansprüche), aber er störte auch nicht. „Ein guter Kerl“ — war das allgemeine Urteil. „Sollte sich bald wieder verheiraten . . .“

Zwei- oder dreimal — immer auf dem Sprunge — war sogar Dr. Hertwig dagewesen. Er war gegen Schnell so freundlich und so gleichgültig wie gegen alle anderen.

Schnell wunderte sich selbst darüber, wie ruhig er ihn kommen und gehen sah. Diese Wunde seines Herzens hatte offenbar ihr Blut erschöpft. — Sie schmerzte nicht mehr; vielleicht war sie geheilt und vernarbt.

Des Lehrers einziger Trost bei diesem Leben war der, daß „sie“ ihm nicht hierher zu Timm folgen konnte ... Hier war er sicher und darum immer noch am liebsten.

*

Sie hatte natürlich die Schlüssel zu Haus und Wohnung. Sie hatte sie sich selbst bei der Alten geholt, die fortgeblieben war, ohne sich nur zu entschuldigen. Schnell konnte sie ihr nicht fortnehmen. Außerdem brauchte sie sie, denn sie mußte morgens kommen können, wenn er schon in der Schule war.

Im Besitz dieser Schlüssel lag ihre hauptsächlichste Macht und sie gebrauchte die Macht von den ersten Tagen an ausgiebig.

Einmal, nach einer heftigen Szene, war sie in Wut weggestürzt. Aber sie würde schon wiederkommen, er solle man keine Bange haben, denn das habe sie ja längst gemerkt, daß er sie bloß loswerden wolle — einmal nach einer solchen Szene, als er wieder und wieder ruhelos im Zimmer umherlief, grübelnd und grübelnd immer nur über das eine, wie er sich befreien könne, fiel sein Auge auf die Schlüssel, die sie vergessen hatte.

Mit einem gierigen Laut der Freude stürzte er auf das Bund zu und schwang es hoch in der Luft. Jetzt hatte er sie wieder, seine Schlüssel! Keinen Schritt sollte sie mehr über seine Schwelle setzen, nun sie nicht mehr bei ihm eindringen konnte bei Tag und bei Nacht ...

Diese Megäre, diese schändliche ... Und in seinem Freudentaumel riß er Fenster und Türen der Wohnung auf, die nun endlich wieder sein geworden war und die er auslüften wollte von dem verpesteten Gestank der letzten Wochen, auslüften bis in die Winkel hinein — —

Dann setzte er sich hin und grübelte und grübelte wieder und merkte, wie verstört sein Gehirn geworden war: es war schon nicht mehr imstande, die einfachsten Dinge klar zu überdenken.

Es war ein kurzer Siegestaumel.

Schon nach einer halben Stunde schreckte ihn ein kurzes und herrisches Klingeln auf. Das konnte nur sie sein! — Aber er nahm all seinen Mut zusammen.

Diesmal sollte sie sich irren . . .

Mit zurückgehaltenem Atem schlich er sich an die Flurtür, während zum zweitenmal der schrille und kurze Klang der Glocke — jetzt dicht neben ihm — ertönte. Und so zum dritten- und zum viertenmal.

Klingle du nur, dachte er mit Schadenfreude, und horchte gespannt.

Er hörte, wie sie seinen Namen rief.

— Ich bin's, ich bin's, so mach doch auf! rief sie gedämpft. Er rührte sich nicht.

Und sie klingelte wieder und wieder und klopfte, und als alles nichts half, fing sie an mit den Fäusten gegen die Tür zu schlagen und mit den Füßen gegen sie zu stoßen: sie wußte nur zu gut, daß er drinnen war, denn sie hatte Licht durch die Türritze gesehen und fühlte förmlich, wie er sich freute, sie so ohnmächtig zu wissen.

Als er das Knirschen ihrer Zähne hörte, rieb er sich die Hände; aber als der Spektakel anfing, bekam er es mit der Angst zu tun, die Nachbarn möchten kommen und den Wirt rufen.

Doch er war in eine so kampfesmutige Stimmung hineingeraten, daß er sich schwur, nicht zu öffnen, und wenn sie versuchen sollte, die Tür mit Gewalt zu erbrechen.

Soweit kam es nicht. Er hörte, wie sie nach einem letzten wütenden Versuch sich abwandte und die Treppe hinunterging, und noch das gemeine Schimpfwort, das hierbei ihrem Munde entfiel.

Er erwiderte es innerlich mit einem gleichen.

Er wartete zwei Stunden, bis die Dämmerung Nacht geworden war. Dann ging er zu Timm. Kein Mensch begegnete ihm auf der Treppe, und vor der Tür und dem Hause war es menschenleer. Ein hagelscharfer Schneesturm fegte peitschend über ihn weg, aber er freute sich darüber.

Bei Timm blieb er fünf Stunden und trank zehn Glas Bier. Streubelt erklärte ihn an diesem Abend für einen Schwerenöter, und allgemein war man der Ansicht, er könne doch nicht der Duckmäuser sein, als welcher er gewöhnlich erscheine. —

Am nächsten Morgen war Schnells Mut verraucht. Er wußte, es würde doch nichts helfen.

Und so war es auch. Als er nach seinem Essen, bei dem er jeden Bissen hinunterwürgen mußte, heim kam, saß sie auf der obersten Treppenstufe, dicht an seiner Tür.

Er wollte vorbei.

Aber sie trat neben ihn und zischelte ihm mit einer Stimme, in der eine Entschlossenheit lag, daß er erbebte, zu: „Wenn du mich jetzt nicht mit hineinläßt, so sollst du etwas erleben, du —“ sie fand kein Wort vor Zorn.

Er schloß zitternd auf und zögerte dann. Was sollte er, Gott, was sollte er tun?

— Mach fort, zischte sie, — daß wir hineinkommen. Ich klemme mich zwischen die Tür und schreie, bis jemand kommt, sage ich dir!

Da gab er nach.

Als sie drinnen waren, artete ihr Verhältnis in sein letztes Stadium, das der Tätlichkeiten aus, an diesem Tage zum erstenmal.

Er schlug sie, wie im höchsten Zorn zuweilen die Rangen seiner Klasse; sie trat, kratzte und biß sich an ihm fest.

Dies erstemal war nicht das letzte.

*

Ganz heimlich, im Hintergrunde seiner Gedanken stand noch immer Dr. Hertwigs Gestalt. Wie oft er auch daran dachte, ihn — ihn, der helfen konnte, wie kein anderer, ihn, der alles verstand und auch nicht ganz verdammen könnte — ihn zu bitten, stets kam er von seinem Entschlusse zurück: nein, er konnte es nicht!

Er wußte: zur Freundschaft und schönen Worten hatte der seltene Mann keine Zeit; aber wo es galt beizuspringen, da war er zur Hand und keine Mühe ihm zuviel. Er war es gewesen, der damals Licht in die dunkeln und verwirrten Tage gebracht, als sie Bergmann

begruben; er würde auch Mittel finden, ihn — Schnell — jetzt zu befreien.

Aber er konnte es nicht!

Er hatte sein ganzes Herz an diesen Mann gehängt, nachdem er seinen Freund verloren. Seine Enttäuschung, sich völlig unbeachtet zu sehen, wo er geglaubt, alles zu finden, war zu groß gewesen.

Jeden anderen, nur ihn nicht!

Aber unter den anderen war eben niemand, zu dem er das Vertrauen hatte, er könne ihm helfen.

Und so blieb alles, wie es war.

Doch es war ihm klar, daß er sich selbst helfen mußte. So konnte es nicht weitergehen. Ein Ende — so oder so — war unausbleiblich.

Er hatte nur einen Rest von Kraft; er mußte ihn gebrauchen, um sich zu retten, wollte er nicht gänzlich untergehen.

8.

So kam Weihnachten heran.

In der ersten Zeit seines Wiederhierseins, wenn ihn die Einsamkeit fast erstickte, hatte er sich manche Stunde zu erhellen vermocht mit dem Gedanken, in diesen Tagen sein Kind wiederzusehen.

Es war fest verabredet worden, als er sich trennte, daß er seine ersten Ferien bei seiner Schwägerin verbringen sollte.

Seitdem er das Weib kennen gelernt und es ihn nicht mehr verließ, hatte er den Gedanken kaum mehr zu hegen gewagt. Er ging ihm scheu aus dem Wege wie einem unmöglichen.

Sie wußte von nichts. Denn nie, nicht ein einziges Mal hatte er zu ihr von seinem Kinde gesprochen. Es war die letzte und einzige Ecke seines Innern, wohin ihre gierigen und schmutzigen Finger nie zu dringen vermochten.

Immer noch hielt er innerlich den Gedanken aufrecht, solange es ging — dann sah er ein, daß er auch hierauf verzichten mußte.

So, so konnte er sein Kind nicht wiedersehen! — So, wie er jetzt war, sollte er es in die Arme nehmen und küssen?

Und was sollte er seiner Schwägerin sagen, wenn sie ihn so verändert wiedersehen würde? — Die hinterging er nicht. Nicht einmal den biderben, fröhlichen Handschlag des Schwagers würde er unbefangen erwidern können.

Aber auch, wenn all dies nicht gewesen wäre, wie hätte er es denn möglich machen sollen? — Er hatte nicht einmal mehr das Geld zur Reise. Sein Gehalt wurde Anfang Januar ausbezahlt; bis dahin mußte er von — Timm leben, wenn er überhaupt leben wollte.

Seitdem er an dies Frauenzimmer gebunden war, waren alle seine Verhältnisse in Unordnung geraten. Er wußte selbst nicht wie. Denn sie forderte niemals größere Summen von ihm und nie hatte er ihr ein Geschenk gemacht, nie war nach den ersten Tagen die Rede davon gewesen, sie für ihre Dienste als „Aufwartefrau" zu bezahlen, und nie hatte er sie bezahlt für — ihre Liebe.

In den ersten Tagen ihrer näheren Bekanntschaft sagte sie ihm einmal, als sie sah, wie bedrückt er war, und nicht anders glaubte, als daß es die Sorge um das liebe Geld sei, die ihn peinige: „Siehst du," sagte sie, „du mußt nicht glauben, daß ich ein ‚kleines Mädchen' bin und jeder Augenblick mit mir dir Geld kostet, nein, im Gegenteil, du sollst sehen, wie billig dir alles zu stehen kommt," ‚wenn sie erst zusammen in Gang gekommen' wären; ‚in diesen ersten Tagen natürlich' usw.

Aber es kam durchaus nicht billiger. In lauter kleinen Summen, nie höher als ein, zwei Mark, hatte er geben und geben müssen: für die täglichen Bedürfnisse. Diese Bedürfnisse hatten sich aber verdoppelt, denn sie lebte wochenlang fast bei ihm.

Jede Einteilung war unmöglich geworden, und als das Ende des Monats November herbeigekommen war, hatte ihn nicht allein der Ekel, sondern auch die bitterste Notwendigkeit zu Timm getrieben: mittags und abends, Tag für Tag. Timm pumpte gern Leuten mit regelmäßiger Einnahme; es war sein eigener Vorteil. Man verzehrt immer mehr, wenn man ankreiden läßt, und Schnell war nicht der einzige. Im Gegenteil, die halbe Gesellschaft pumpte gelegentlich.

Das war die Zeit der grauenvollen Szenen gewesen, als sie wieder ihr Straßenleben begonnen hatte und ihm täglich die Worte ins Gesicht schleuderte: was er denn eigentlich wolle, das sie tun solle?! —

*

Auch aus diesem Grunde also konnte er nicht fort.

Wie schwer ihm das wurde und wie dies Gefühl zu allem anderen noch sein Herz belastete, das wußte nur er.

Ein paar Tage vor Weihnachten ging er um die fünfte Nachmittagsstunde in die Friedrichsstadt, in den Mittelpunkt allen Verkehrs, seit vielen Wochen zum erstenmal wieder. Auf dem Wege dahin versetzte er seine Uhr und seine Kette, wofür er zehn Mark bekam.

Dann ging er weiter, die Friedrichstraße hinunter, bis er an einer Ecke einen großen „billigen Laden" fand. Länger als eine halbe Stunde stand er vor den Fenstern der Drei-, Zwei- und Eine-Mark-Gegenstände, dann trat er ein und kaufte, zusammen für acht Mark, für Paul ein paar Spielsachen, und für den Schwager — ach, was wußte er. Er ließ alles so einpacken, daß es direkt

zur Post gegeben werden konnte, und brachte das Paket selbst zum nächsten Amt, wo er auch die Adressen schrieb.

Zugleich steckte er einen Brief ein, den er schon vorgestern geschrieben. Der Schwägerin setzte er in weitschweifigen Gründen auseinander, was ihn hindere, zu kommen, ein in Inhalt, Ton und Form unwahrer Brief, und Paul — und das war viel schwerer — tröstete er mit Worten, die nicht aus seinem Herzen kamen, weil dieses Herz ihm während des Schreibens zuschrie: er braucht nicht getröstet zu werden; er ist selig auch ohne dich in diesen Tagen . . .

Dann ging er heim, wie er gekommen war, ohne etwas zu sehen von dem weihnachtlichen Gewimmel, dem Glanz, dem Leben, langsam, lässig, mit Schritten, die nichts beflügelte, und nur einmal fiel ihm ein: wie glatt sie sich doch abgewickelt hatten, diese Geschäfte, vor deren Besorgung er früher stets eine ausgesprochene Scheu gehegt. Das Leben war doch einfacher, als er es sich früher gedacht hatte. Einfacher — ja, wenn man es kannte! —

Auch das war getan, und nun konnte er den Feiertagen entgegensehen.

Um neun Uhr saß er bei Timm, seinem „zu Hause“, dem einzigen Orte, den er noch so nennen durfte.

*

Sie hatte Pläne für diese Tage vor, das merkte er gleich, als er um ein Uhr in seine Wohnung trat und sie noch wach fand. Das war sie nur, wenn sie ihm noch etwas zu sagen hatte.

Aber er hatte sich gegen diese Pläne mit sechs Glas Bier gestärkt, und er war bereit, ihr für den äußersten

Notfall sein Portemonnaie auszuliefern, in dem noch ein paar Mark waren.

Er kannte und begriff ihr Wesen genau so wenig, wie sie ihn kannte und begriff. Daß auch sie in diesen Tagen von Erinnerungen an eine bessere Jugend beschlichen und von dem Wunsch beseelt sein könne, sie zu feiern, begriff er so wenig, wie er sich je klar machte, daß sie ihn auf ihre Weise liebe. Und daß er in diesen Tagen lieber allein sein würde als mit ihr zusammen — wo er doch immer so allein war und niemanden mehr hatte als sie — hätte wiederum sie nie begriffen. Sie hatten sich ja gezankt und wie! — Aber mit welchem ihrer Liebhaber hatte sie sich denn nicht „gekabbelt"? — Das war allerdings die Regel — in solchen Tagen aber machte man doch eine Ausnahme und liebte sich, wo alles sich liebte.

So empfing sie ihn mit der Freundlichkeit, gegen die er völlig wehrlos war. Sie hatte sich selbst ein paar Flaschen Bier mitgebracht und nötigte ihn zärtlich auf das Sofa und mitzutrinken. Dann kam sie mit ihrer Bitte: noch nie sei er bei ihr gewesen, aber morgen abend, am heiligen Abend, müsse er kommen. Sie habe schon alles mit ihrer Wirtin verabredet, es sei außer ihnen dreien niemand da, und sie wolle es schon gemütlich machen. Dabei ließ sie durchblicken, daß sie ein Geschenk für ihn bereit habe. Sie tat schon seit längerer Zeit sehr wichtig mit diesem Geschenk . . .

Er versuchte Einwände zu machen, aber er fand keine. Und sie bat und bat, bis er nachgab, und noch einmal — zum letztenmal! — feierte sie einen ihrer Triumphe der

Versöhnung über ihn, die alle seine Vorsätze zuschanden machten.

An diesem Abend schlief sie nicht auf der Matratze im Vorzimmer und er nicht auf dem Sofa. —

Sie stand am nächsten Morgen vor ihm auf, was noch niemals dagewesen war. Sie habe noch so viel zu tun zu Hause, behauptete sie wichtig. Er sah ihr vom Bett aus zu, wie sie sich anzog und flüchtig Ordnung im Zimmer machte.

Als sie fortging, stand sie noch einmal an seinem Bett, ihn mit ihren Küssen erdrückend und mit Bitten bestürmend, doch ja recht pünktlich um sieben Uhr bei ihr zu sein. Ganz sicher war sie seiner seit einem Monat doch nicht mehr . . .

Sie freute sich auf diesen Abend wie ein Kind, und er mußte es glauben.

— O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter! — sang sie beim Hinausgehen, während sie ihm noch einmal zunickte. Wo hatte sie dies Lied gelernt? —

Mit wüstem Kopf und brennendem Hirn blieb Schnell noch lange in den heißen Kissen liegen, die den Duft ihres Körpers unzerstörbar in sich gesogen hatten, diesen Duft, der ihn berauschte, erregte, anwiderte . . .

Der ganze Tag verging ihm in qualvollster Ungewißheit. Was sollte er tun? — Sollte er gehen und seine Ketten selbst immer fester um sein Gelenk schmieden? — Sollte er ihr endlich einen sprechenden Beweis geben, wie wenig ihm an ihr gelegen sei, indem er sein Versprechen ganz einfach nicht hielt? Würde sie dann end=

lich begreifen lernen, daß er keinen anderen Gedanken, keinen glühenderen Wunsch hatte als den, von ihr loszukommen? —

Noch nie war ein Versprechen von ihm nicht gehalten worden. Bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit und Gutmütigkeit schien es ihm undenkbar, heute abend fortzubleiben.

Als es dämmerte, begab er sich wirklich auf den Weg zu ihr. Je näher er der Gegend kam, in der sie wohnte, desto quälender wurden seine innerlichen Kämpfe.

Es war bereits in der Straße, die sie bewohnte.

Da — während er die Hausnummer suchte — stiegen plötzlich die Weihnachtsabende seiner viel getrübten, aber doch oft so frohen Kindheit wieder vor ihm auf. Nicht an die mit Bergmann verlebten, nicht an die an der Seite seiner Frau bei dem Jubel seines Kindes dahingeeilten dachte er, sondern an die, welche er verbracht, selbst noch ein Kind, an dem Herzen seiner Mutter.

Und da erschien es ihm unfaßlich und unerhört, was er zu tun im Begriff war! — — —

Er wandte sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Das Bild, das er eben gesehen, war verschwunden, und er kämpfte wieder mit der Wirklichkeit. Eine böse und bittere Stimmung war jetzt über ihn gekommen: zu viel von dem, was er durch sie gelitten, fiel ihm ein, und mit derselben Härte, mit der er sich bezwang, sie in kalten Nächten auf ihrer Matratze im Vorzimmer schlafen zu lassen, ohne auf ihr Weinen zu achten, ob-

wohl sein weiches Herz dabei litt, ließ er sie auch heute abend allein — mochte sie ihn erwarten: es war ja doch alles nur Schwindel, um ihn immer tiefer in ihre Netze zu verstricken!

Nein, er wollte nicht da hinauf, um den heiligen Abend in der Gesellschaft einer alten Bordellmutter, die wieder anständig geworden war und nur noch Zimmer an Prostituierte vermietete, und in der Gesellschaft dieses Weibes verbringen! — Den tiefsten Grad der Erniedrigung hatte er noch nicht erreicht: das Fest zu schänden, das ihm von Kindheittagen an heilig gewesen war ...

Und wie er sich aus der Straße wandte, tat er sich zugleich den Schwur: Gestern abend habe ich sie zum letztenmal berührt, möge geschehen, was wolle! ... Und er fühlte, daß dieser Eid kein Meineid war.

Der Sieg, den er über sich selbst davongetragen, half ihm leichter über diesen Abend hinweg. Es war ihm völlig gleichgültig, wo er heute abend war, und zu Timm wollte er nicht, und sollte er selbst seine letzten Pfennige opfern.

Er wollte dahin gehen, wo er am wenigsten an die Bedeutung des Abends erinnert wurde, und er wandte sich zum Zentrum der Stadt, wo er in einem Lokale zu Abend aß, während er in einem anderen ein paar Glas Bier trank. Es gelang ihm in der Tat, die Stunden vergessen zu machen, und er wunderte sich über sich selbst.

Die Vergangenheit schien ihm ausgelöscht zu sein und die Gegenwart weniger unerträglich, wenn er so dahinduseln konnte, ohne an etwas zu denken ...

Weihnachten? — Was war ihm jetzt Weihnachten... Er hatte sich selbst des Rechtes begeben, sein Fest zu feiern.

*

Die Tage sind sehr lang, wenn man allein mit ihnen ist, und sie nichts anderes fordern, als sich mit ihren rinnenden Stunden zu beschäftigen.

Was sie in diesen Festtagen trieb, wußte er nicht. Sie war offenbar beleidigt und zwang sich dazu, ihn dies fühlen zu lassen.

Sie kam weder am ersten, noch am zweiten Feiertage, und er, der noch vor ein paar Monaten jedem leeren Sonntag mit einem Gefühl des Grauens und der Angst entgegengesehen hatte, fühlte sich namenlos erleichtert durch das Bewußtsein, daß er durch seinen Widerstand sie auch von diesen Tagen ferngehalten, und daß er sicher vor ihr war.

Er ging in ihnen nicht vor die Türe, außer zu Timm. Dort aß er sein Mittagsessen hinunter in Gesellschaft der anderen, beantwortete ihre Fragen nach seinem Tun und Treiben ausweichend und ging nach Hause, durch dichten Schnee. Er verschloß seine Tür, sah nach dem Ofen und schritt ruhelos durch seine Räume. Alles brachte er in Ordnung. Er reinigte zwar nicht die trüben Fenster, aber er rückte alle Möbel in die Reihe, schüttelte und glättete sein Bett und sah bei allem, was er tat, welche Verwüstung die letzten beiden Monate unter seinen Sachen angerichtet.

Überall traf er auf ihre Spuren: Hier hing ein Unterrock, dort lag ein schmutziges Taschentuch mit fremden

Initialen zusammengeknillt in der Ecke — es war ein Skandal, ein Skandal! — Und er packte alles, was irgend ihr gehören mochte, mit den Fingerspitzen und warf es in das dunkle Vorzimmer auf ihr Lager.

In der Küche herrschte eine heillose Unordnung und es dauerte eine ganze Zeit, bis er die Scherben, die er überall in Menge fand, gesammelt und das Geschirr einigermaßen gesäubert. Aber das war gut: wenn er nur zu tun hatte, damit die Stunden schneller vergingen . . .

Als er zuletzt an den Nähtisch seiner Frau kam und sah, daß sie auch über den her gewesen war und die peinliche Ordnung dieser Fächer und Schachteln durchwühlt hatte, übermannte es ihn und er saß lange, das heiße Gesicht in den Händen vergraben, bis er sich endlich aufraffte, um das zerstörte Heiligtum seiner Erinnerung mit abgewandtem Blicke zu verschließen . . .

Langsam war einige Ordnung in das Zimmer gekommen; wenigstens waren ihre Spuren verwischt. —

Aber er hatte noch so viel Zeit.

Er schlief, soviel er konnte, oder lag in halbem Schlummer auf dem Sofa herum, und wenn es dämmerte, ging er wieder zu Timm, wo er Bier trank, so viel er nur konnte.

Er mußte sich betäuben, sonst wurde er wahnsinnig. Er konnte sich doch nur auf Augenblicke darüber täuschen, daß in ihrem Fortbleiben in diesen Tagen irgendeine Hoffnung für ihn lag. Er kannte sie nur zu gut. Sie würde wiederkommen.

*

Am dritten Morgen fand er in seinem Briefkasten einen Brief und ein schmales Paket, die er offenbar am vergangenen Abend in seiner halben Trunkenheit nicht bemerkt hatte.

Es war ihr Weihnachtsgeschenk — eine Zigarrentasche mit roh gestickten Buchstaben von ihrer Hand und ein Brief. Es war das erstemal, daß sie an ihn schrieb.

„Liebes Bärdchen!

Jetzt kann ich meinen Herzen nicht länger widerstehen Liebes Kind, was habe ich Dir zu Leide getan, daß Du nicht zu mir gekommen bist, ich hatte mich eingerichtet zum warmen Essen, wir haben gewartet den ganzen Abend und ich vor lauter Weinen nichts mehr gesehen habe liebes Kind so hat Dein Geschenk bei mir zu Hause vergebens gewartet es ist herzlich wenig nur eine Aufmerksamkeit aus reinen Herzen ich will nichts besitzen von Dir u. anspruchslos bleiben, bloß freue ich mich, daß ich durch Deinen edlen Charakter von diesen schlechten Lebenswandel komme, ich will arbeiten Tag und Nacht und nichts besitzen als Dich, dann esse ich mein Brot wenigstens in Ehren, das bleibt mein Weihnachtsgeschenk!“

Am Rande stand: „Liebes Kind was habe ich Dir bloß getan, daß Du mich mit so einer Verachtung strafst, bin ich anspruchsvoll zu Dir hingegenüber in einem Teil gewesen ich will nichts besitzen von Dir als nur Dein Herz . . .“

Ja, weiter wollte sie nichts, nur ihn selbst. Hätte sie doch lieber alles gewollt, was er besaß! Er hätte es mit Freuden gegeben! —

Dieser Brief, der ihn noch vor einem Vierteljahre tief gerührt hätte, ließ ihn vollkommen kalt. Jedes Wort war gelogen, jedes Wort! —

Er würde es sehen. Wie lange konnte es dauern und sie war da. So war es immer mit ihr. Erst schlug sie, dann streichelte sie; erst weinte, dann wütete sie.

*

Er hatte recht. Noch am selben Morgen erschien sie selbst, sah ihn kaum an und machte sich schweigend an ihre Arbeit. Aber nach ein paar Minuten brach sie los — erstaunt und beunruhigt über die Ordnung, die sie überall sah, konnte sie nicht länger an sich halten. Wenn er sie nicht so genau gekannt hätte, würde er es nicht geglaubt haben, daß diese Furie und die Schreiberin des eben gelesenen Briefes ein und dieselbe Person sein konnten.

Nein, was zu arg sei, sei zu arg! — Nicht allein, daß er sie am Weihnachtsabend habe sitzen lassen und zum Narren gehalten — die ganze Nacht habe sie geweint über so eine Gemeinheit! — und daß er ihr nicht einmal gedankt habe für ihr Geschenk, jetzt habe er sich wohl eine andere genommen? — Es sei ja alles so sauber auf einmal? — Und wo denn ihre Sachen hingekommen seien? — Ah, das sei nett, und nun sei es allerdings klar, weshalb er sich plötzlich nicht mehr um sie kümmere. So, also das sei seine Absicht gewesen! — Sieh mal einer an! Vor vier Tagen habe er noch bei ihr geschlafen und sei lieb Kind gewesen, und habe sie für ihn arbeiten lassen und für ihr letztes Geld alles

einkaufen, mit Absicht das alles natürlich, denn er habe selbstverständlich längst die andere gehabt und sie nur feste belogen ... Gott doch, wie alles so schön auf einmal sei! — Aber er kenne sie schlecht, wenn er glaube, daß sie das zulassen werde! — Erwürgen würde sie das elende Frauenzimmer, wenn es je wagen sollte, hierher zu kommen, wenn sie da sei — — er solle sehen, es gäbe einen Totschlag! —

Sie war wahnsinnig vor Wut. Sie lief, während die Worte in Strömen aus ihrem Munde hervorgeiferten, wie toll im Zimmer umher, riß die Betten auf und warf die Sachen durcheinander, gierig und begierig, eine Spur zu finden von dem, was in ihrer kranken Phantasie eben aufgetaucht und sofort Gestalt gewonnen hatte ... Dabei schlug sie auf den Tisch mit ihren wütenden Gebärden und schimpfte, schimpfte, daß die Wände hallten.

Er stand an dem Fenster und sah immerwährend hinaus, zitternd vor Aufregung und Zorn. Hörte sie endlich auf? — Und allmählich, als ihr Treiben immer mehr alles überstieg, was er selbst in den grauenhaftesten Stunden mit ihr erlebt, trat er vor sie hin, ergriff die Tasche und die Fetzen des Briefes vom Tische und warf ihr alles ins Gesicht und vor die Füße.

— Mach, daß du fortkommst! schrie er, fast so laut wie sie. — Mach, daß du fortkommst, du Elende, du —

Er verstummte. Sie war totenblaß geworden, starrte ihn an und dann trat langsam der unheimliche Ausdruck in ihre Züge und ihre Augen, vor dem ihm bangte, denn er hatte nie einen ähnlichen bei einem Menschen gesehen. Das Licht ihrer Augen schien zu erlöschen und wieder

von innen heraus aufzuglimmen mit tückischem Züngeln — er hatte einmal im Zoologischen Garten einen hungrigen Panther gesehen, an den die Reihe der Fütterung zuletzt kam —: wie der in seinem Käfig herumschlich und die Zuschauer angesehen, so erinnerte sie ihn jetzt an das wilde Tier in seiner stummen Wut.

— Ja, das möchtest du wohl! zischte sie zwischen ihren scharfen, spitzigen Zähnen und kam ihm furchtlos immer näher, so daß er zurückwich, während sie mit den Händen ihre Haare aus der Stirn strich und sie dann — ihre ganze Entschlossenheit lag in der Kraft dieser Bewegung — ballte, — ja, das möchtest du wohl! — mich loswerden! — Aber ich gehe nicht! — Ich gehe nicht eher von hier weg, bis sie hier gewesen ist, die — die — —

Sie fand kein Wort, schlimm genug; der unterdrückte Atem ging ihr aus.

Auch der Lehrer war totenblaß, und während sie leise vor sich hinfauchend, hin und her ging, hin und her, eine Spur der Nebenbuhlerin zu entdecken, suchte er seinen Hut und lief hinaus. Er hatte sich am Weihnachtsabend den Schwur getan, sie nicht mehr zu berühren. Aber auch ohne ihn hätte er sie nicht mehr geschlagen. Denn er fürchtete sie, wenn sie so war wie eben; ihm graute vor ihr wie vor einer Wahnsinnigen, und er ahnte, daß sie fähig war, ihn zu ermorden in einem solchen Anfall.

*

An diesem Abend, als er still und erschöpft von der Szene des Nachmittags bei Timm vor seinem Bier saß, wurde er von seinem Kollegen, den er schon damals

bei Bergmanns Tode ganz flüchtig, in letzter Zeit aber durch den täglichen Verkehr bei Timm näher kennen gelernt hatte, ohne sich gerade mit ihm zu befreunden, aufgefordert, den Abend in seinem Hause zu verbringen. Sein Kollege — er hieß Krüger — pflegte allabendlich von sechs bis acht bei Timm zu sein und dann zum Nachtessen nach Hause zu gehen. Er war etwas älter als Schnell, hatte aber jung geheiratet und das Haus voll Kinder, wie er sagte. Mit Bergmann war er ziemlich bekannt gewesen und mit Schnell hatte er besonders in letzter Zeit manche Stunde verplaudert und ab und zu eine Partie Schach gespielt, in dem übrigens keiner von ihnen Meister war.

Er habe seiner Frau schon lange versprochen, Schnell einmal mitzubringen, sagte er. Eigentlich habe es schon in den Feiertagen geschehen sollen, doch eines der Kinder sei nicht ganz wohl gewesen.

Schnell wollte erst ablehnen. Es schien ihm unmöglich zu sein, in solcher Stimmung ein fremdes Haus zu betreten. Indessen war er so überrascht von der unverhofften Einladung, daß er sie annahm, ohne es zu wollen. So ging er mit.

Er fand eine freundliche Frau, eine Ostpreußin, ein Rudel Kinder und ein mehr als einfaches Lehrerheim, in dem manches davon zeugte, daß der Mann nur mühsam mit seinem Gehalt das Ganze zusammenhielt und der Frau die Last der Arbeit oft über den Kopf wachsen mochte.

Schnell fiel das nicht auf; bei ihm war das früher nicht viel anders gewesen.

Man aß ein Butterbrot und dann holte der älteste Junge aus der Destille im Vorderhause zwei Glas Bier für die Männer und eine kleine Weiße für die Mutter.

Die Frau führte das Wort, und Schnell mußte manche Frage beantworten. Ihr Mann habe ihr schon viel von Schnell erzählt; gleich, als er nach Berlin gekommen sei, habe sie ihm gesagt, ihn doch einmal mitzubringen: er solle sich doch nur denken, wenn er sie verloren habe und ohne die Kinder ganz allein wäre, wie ihm da ums Herz sein müßte. Aber er sei auch zu schwerfällig ... Nun, sie freue sich nur, daß Schnell nun endlich da sei. Bieten könne sie ihm nicht viel, er wisse wohl selbst, wie es in einer armen Lehrerfamilie zuginge, aber er solle kommen, so oft er wolle. Es sei doch immer noch besser als bei Timm und in der langweiligen Gesellschaft zu sitzen ...

Was Schnell am meisten fürchtete, nach seinem Leben eingehend gefragt zu werden, geschah zum Glück nicht. Seine Wirte dachten beide nicht anders, als er lebe für sich ... Nachher sprach man von Bergmann, von Berlin und natürlich auch von der Schule.

Es war gewiß nicht sehr interessant, aber Schnell ging das Herz auf, und er versicherte, selten einen angenehmeren Abend verbracht zu haben, als er sich verabschiedete.

Als er auf der Straße war, kam eine geradezu trostlose Stimmung über ihn. Er konnte noch nicht nach Hause, jetzt nicht! ... Er wußte, daß sie dort war; sie machte ihre Drohungen immer wahr.

Er lief eine Stunde lang ziellos durch die sternen=

klare, eiskalte Winternacht. Der Schnee knisterte unter seinen Füßen, und seine Glieder erstarrten, aber er merkte es nicht.

Sein Kopf brannte.

Wie glücklich diese Menschen waren, die alles besaßen, wonach er sich immer noch — glühend! — sehnte: ein Heim und ihre gegenseitige Liebe.

Er blieb stehen und sah zum Himmel hinauf. Er lag da in seiner eisigen Schönheit, und dem Lehrer war, als müsse er mit seinen Händen hinauflangen und sich von einem jener strahlenden Lichter einen Trost herunterholen in seine Nacht.

War das eine Antwort, die von oben kam, daß er in diesem Augenblick an seinen Knaben dachte? — — Paul? — —

Rasch schritt er weiter.

Paul! — Jetzt mußte er her! Jetzt, wo ihn alle verlassen, mußte sein Sohn ihm helfen, damit er für ihn weiterleben konnte!

Er ging schneller und schneller seiner Wohnung zu.

Paul! — Wie ein Schild würde er sein Kind zwischen sich und jene stellen, und wie vom Blitz getroffen mußte sie vor diesem Schilde zurückweichen und dahin gehen, woher sie gekommen war! —

Er kam nach Hause. Er durchschritt den Raum, in dem sie schlafend lag, ohne an sie zu denken. Er entzündete die Lampe, schob alles, was auf dem Tisch lag, beiseite und langte nach Feder und Papier.

Einen Augenblick dachte er nach, dann schrieb er.

Seine Augen glänzten im Fieber, aber seine Hand zitterte nicht.

Noch zu niemand hatte er auch nur eine Andeutung seines Elends gemacht; keiner Menschenseele hatte er sein Herz ausgeschüttet in dieser schrecklichen Zeit — er, der gewohnt gewesen, viele Jahre lang in Bergmann seinen verschwiegensten und klügsten Berater und Freund, und dann in seiner Frau die hingebendste und liebevollste Gefährtin zu besitzen.

So war alles nach innen gegangen, was er erlitten, und hatte sich da zu einer Höhe angehäuft, die ihn erstickte.

Auch jetzt noch, während er schrieb, durfte er nicht sagen, nicht einmal ahnen lassen, was ihn quälte. Aber rufen durfte er nach dem einzigen Wesen, das noch ihm gehörte, ohne daß er Rechenschaft abzulegen brauchte über das: warum . . .

Und so rang sich in diesem Briefe durch die stille, schlummernde Nacht ein gellender Schrei von überwältigender Kraft los, ein Schrei, nicht nur nach seinem Kinde, ein Schrei nach Rettung! — nach Befreiung! — nach Glück! — während dort nebenan sie, die ihn erpreßte, sich in unruhigem Schlummer von einer Seite auf die andere warf, und nichts weiter zu hören war als ihr röchelnder Atem und das Eilen der Feder über das harte Papier . . .

*

Sie machte ihre Drohung wahr.

Zwei weitere Nächte schlief sie in seiner Wohnung, auf ihrer Matratze. Am Morgen des ersten und zweiten

Tages ging sie umher wie ein hungriges Raubtier, immer in der Erwartung, die eingebildete Nebenbuhlerin müsse erscheinen. Als sie nicht kam und Schnell ausgegangen war, begann sie sich zu schämen und verschwand für den Nachmittag.

Aber als Schnell am Abend — natürlich von Timm — nach Hause kam, war sie wieder da, erwartete ihn und fragte ihn etwas, als er das Vorzimmer durchschritt. Er gab ihr keine Antwort und ging in sein Bett.

Am andern Morgen schwänzelte sie um ihn herum, während er sich ankleidete, und zeigte eine beflissene Ordnungsliebe, bereit, bei seinem ersten Worte ihm ihre Reue zu gestehen und ihn wieder einmal zu gewinnen. Aber er ging auch diesmal, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

In dieser Nacht war er allein in der Wohnung. Er lag die halbe wach und dachte immer nur an das eine, an die Antwort, die ihm der nächste Tag bringen würde.

Am folgenden Nachmittag erschien sie wieder — ihm ekelte vor dem Aufenthalt bei Timm und außerdem erwartete er den Brief — und führte eine ihrer großen Rührszenen auf: Ja, sie wisse wohl, daß sie ein schlechtes Weib sei . . . Das Leben habe sie halt dazu gemacht. Wenn sie einen lieb habe, so quäle sie ihn mit ihrer Eifersucht, das sei immer so gewesen. Er möge ihr doch nur dies eine Mal noch verzeihen usw.

Aber als sie seine tödliche Abspannung und Gefühllosigkeit und die energische Ruhe sah, mit der er vor ihrer Berührung jedesmal zurückwich und auf nichts antwortete, ging ihr Jammer und Flehen allmählich in

die Verzweiflung über — die sie aber nie zeigte — ihn zu verlieren, und sie verließ ihn endlich, nicht ohne die Drohung, daß sie wiederkehren und nicht ruhen werde, „bis sie sein hartes Herz erweicht und wiedergewonnen habe . . .“

Er war wieder allein.

Ach, wie er das alles kannte! — Jedes Wort, jede Bewegung — es war immer dasselbe und hatte sich in gleicher und ähnlicher Reihenfolge viele, viele Male in diesem selben Zimmer abgespielt. Und wie es auch werden mochte, sie kam immer, immer wieder, immer wieder! — —

— Nie wirst du ein Weib los, das einmal deine Herrin war, wenn es nicht will . . . das war einer der oft wiederholten Aussprüche Bergmanns gewesen, den er nie vergessen und der ihm oftmals und so auch heute wieder ins Gedächtnis kam.

Bergmann hatte recht. Sie kam immer, immer wieder — das war das einzig Feststehende in diesem Wust von Schmerz und Schmach, Verzweiflung und Ohnmacht, Wut, Erniedrigung, Scham, Sinnenüberreizung, Grübeleien und Angst.

*

Es klingelte: der Briefträger!

Schnell stand in der trüben Dämmerung des frühen Nachmittags — um fünf Uhr war es jetzt schon dunkel — an seinem Fenster, um die Anwort zu lesen.

Die Schwägerin schrieb vier Seiten in ihrer großen, ungeübten und steifen Schrift, die noch ebenso war wie

an dem Tage, da sie als Kind die Schule verlassen — sachlich und vernünftig, wie immer.

Sie sprach zunächst ihr Verwundern darüber aus, daß er zu Weihnachten nicht gekommen sei und gegen aller Erwarten es vorgezogen habe, die Ferien in Berlin zuzubringen. Aber er könne ja tun, was er wolle, nur zeige es, daß seine Sehnsucht wohl doch nicht so groß sein könne, wie er sage ...

Sie verstünde seinen Brief nicht. Sie wolle auch nicht fragen, was so plötzlich über ihn gekommen sei. Doch das sage sie ihm gerade heraus: auf eine Laune hin gäbe sie den Jungen nicht her. Er entwickele sich prächtig, komme in der Schule gut vorwärts und sei im allerbesten Fahrwasser. Ihrem Manne schon gar mit einem solchen Vorschlag zu kommen, daran sei überhaupt nicht zu denken.

Was er denn eigentlich mit Paul anfangen wolle? — Er müsse in kurzer Zeit verwahrlosen, ohne Aufsicht und ohne weibliche Sorgfalt um ihn. — Und dazu noch in Berlin! — Und sie schloß: Er möge doch nicht nur an sich denken, sondern sich auch der Pflichten erinnern, die er habe: die um das wahre Glück seines Kindes usw. — Endlich tröstete sie ihn mit einem Ausblick auf Ostern. Wenn Schnell dann hier sei, könnten sie alles miteinander besprechen, was nötig sei, und das Weitere würde sich dann von selbst finden.

Der Lesende sah diese letzten Zeilen kaum mehr. Er hatte es vorher gewußt! — —

Und er fühlte: sie war im Recht ... Diese Worte waren noch viel zu mild für ihn, für ihn, welcher der

Toten die Treue gebrochen, sein Kind vergessen, sich selbst erniedrigt und beschmutzt, und nun, wo er unterging, um sich zu retten, hineinziehen wollte in sein Verderben, was noch glücklich war und lebte — auch ohne ihn ...

Es wurde dunkler und dunkler draußen.

Ein Zettel — kein Brief, nur ein ganz kleiner Zettel — von Paul lag bei dem Briefe. Auf ihm stand: „Bitte, bitte, lieber Papa, lasse mich doch hierbleiben." Und hinzugefügt war, ohne Zweifel auf den Rat der Tante, der dies doch wohl zu wenig schien, in kleinerer Schrift und später geschrieben: „Komme doch bald hierher. Hier war es Weihnachten schön, ich habe eine Armbrust bekommen und neue Stiefel, wie war es bei Dir?" —

Wie er diese Worte las — — das dünne Blatt bebte in seiner Hand ...

Aber nicht wie an jenem Abend vor zwei Monaten, als er in ungeheurer Verlassenheit an diesem selben Flecke gestanden und in namenloser Sehnsucht nach der Nähe eines Menschen — einerlei wer es war! — zusammengesunken war, wandte er sich jetzt zum Tisch, um in ein fassungsloses Weinen auszubrechen. Mit dem Trieb der Selbsterhaltung in höchster Gefahr drängte er heute das Schluchzen zurück, das seine Brust zu zersprengen drohte: denn jetzt mußte er selbst sich retten!

Und dasselbe Gefühl der Selbsterhaltung gab ihm das Wort der Rettung ein: Flucht! —

Ja, es gab nur noch eine, nur noch eine einzige Rettung für ihn, und sie lag in der Flucht ... Er mußte fort von diesem Weibe, auf irgendeine Weise, gleichviel wohin, aber fort mußte er! —

Er wußte, daß sie nie von ihm lassen würde, so- lange er in ihren Händen war. Aber wenn er aus seiner Wohnung floh und ihr das wenige, was er be- saß, seine Möbel, diese von ihrer Berührung Stück für Stück beschmutzten und befleckten armseligen Sachen, mit denen er einst sein junges Glück begründet, hinter- ließ, was konnte sie dann noch von ihm wollen? — Er empfand, daß sie ihn an diesen äußeren Banden hielt, und je länger er sich in diesen noch neuen Gedanken vertiefte, desto mehr erschien er ihm als der einzig richtige, als der einzig mögliche . . .

Denn nur so konnte er selbst ein neues Leben beginnen, wenn jede äußerliche Erinnerung an diese schmachvolle Zeit aus seiner Gegenwart entfernt war. Unter neuen Verhält- nissen in neuer Umgebung und unter neuen Menschen mußte er das neue Leben anfangen, an das er kaum mehr zu glauben wagte, und von dem er doch schon zu träumen begann . . .

Die Schwere der letzten bittersten Stunde wich lang- sam von ihm und machte einem leichteren Gefühl Platz.

Am liebsten hätte er gleich jetzt, noch in dieser Stunde, zur Ausführung gebracht, was kaum erst Plan geworden war. Aber daran war gar nicht zu denken . . . Ab- gesehen davon, daß er nur noch wenige Groschen besaß, und diese Abhängigkeit allein jeden seiner Schritte vor- schrieb, wäre es ihm ungeheuerlich erschienen bei seiner Schwerfälligkeit und Ängstlichkeit. Nein, sein müdes und gefoltertes Gehirn mußte sich erst ganz allmählich an den Gedanken der Möglichkeit eines solchen Entschlusses gewöhnen, ganz allmählich . . .

*

Aber es bereitete ihm bloß eine unendliche Erleichterung, sich mehr und mehr in diesen Gedanken einer Flucht zu vertiefen.

Heut abend kam sie sicher nicht mehr, deshalb wollte er zu Hause bleiben.

In einer Ecke fand er noch eine Flasche Bier; Hunger hatte er nicht, er war innerlich viel zu erregt, um essen zu können.

Und indem er Stunde auf Stunde nachdachte, bald aufstand und umherging, bald sich wieder hinsetzte, ergriff ihn ein Glücksgefühl, die sichere Hoffnung einer besseren Zukunft, das ihn durchströmte mit Wärme und Licht.

Er sah nicht mehr den Schmutz, der ihn umgab: immer mehr und mehr vertieften sich seine Gedanken in die Pläne, die ihn durchkreuzten, und sie wurden immer leichter, hoffnungsgläubiger, fast freudig . . .

Eine dunkle Erinnerung tauchte in ihm auf.

Es war damals gewesen, als er Bergmanns wegen drei Tage hier in Berlin geweilt hatte . . . Damals, als er angekommen war und noch nichts wußte und ahnte von seines Freundes Schicksal, war sein erster Gang nach der Kleinen Hamburger Straße gewesen, Bergmanns letzter, bereits ein Jahr alter Adresse . . . Er wußte sie noch: Kleine Hamburger Straße 20, I.

Dort hatte er zuerst vergebens nach seinem Freunde gefragt, und in freundlichem Lichte stand noch immer vor ihm die Art und Weise, wie man ihm dort Bescheid gesagt: die einfache, saubere Frau und das blonde, kleine Mädchen — Mariechen war es von der Mutter gerufen — mit den klugen, lebhaften Augen, das so sehr nach Karl

gefragt — wie, wenn er, Schnell, jetzt zu diesen einfachen, stillen Leuten zöge, falls dort ein Zimmer noch zu haben war? — Vielleicht würden sie ihn aufnehmen bei sich, wie sie Bergmann aufgenommen hatten, und ihm gewiß die Freundlichkeit nicht vorenthalten, die sie ihrem früheren Chambregarnisten geschenkt hatten.

Und ein besseres Bild, als es ihm, seit er in Berlin war, das Leben gezeigt, tauchte in milden, zarten Farben vor ihm auf: er saß in einem einfachen, kleinen Zimmer und half Mariechen bei den Arbeiten für die Schule; und wenn sie fertig waren, erzählten sie sich gegenseitig von Karl Bergmann, dem seltsamen Menschen; das kleine Mädchen, wie lieb es ihn gehabt habe, trotzdem er oft so sonderbar gewesen sei, und er, nun er auch, wie lieb er ihm gewesen sei — er, der so plötzlich verschwunden war aus ihrem Leben. Und vielleicht erzählte er dem Kinde auch noch mehr: von seiner toten Frau, von seinem Knaben, und die lebendigen, jungen Augen ruhten verständnisvoll und mitleidig auf ihm, und er war nicht mehr allein mit seinem gräßlichen Schmerze und in dieser würgenden Einsamkeit, denn die Frau sorgte für seine Bedürfnisse, und mit dem Mann, dem braven, einfachen Arbeiter, freundete er sich an . . .

Und so würde er wieder genesen: langsam, unendlich langsam, aber ganz sicher. Er war befreit von dem Kot, der ihn fast erstickte, er brauchte jene kreischende Stimme nicht mehr zu hören, er durfte sich wieder selbst achten und wieder ein Mensch unter Menschen sein, befreit von der steten Angst, und wenn er auch nie mehr glücklich leben würde — weiterleben durfte er dennoch! . . .

Wie ein böser Traum mußte in nicht allzu langer Zeit das alles hinter ihm liegen, was er kaum begriff, erlebt zu haben — Ostern vielleicht schon, Ostern, wenn sein Paul kam, um ihn zu besuchen, und er den armen Jungen für Weihnachten entschädigen konnte nach Herzenslust, ihn und — sich selbst!

Und er sah sich schon mit den beiden Kindern, die Hand in Hand gingen als gute Kameraden, den Frühling durchwandern, den Frühling um Berlin, wochentags nach dem Plötzensee und in den Grunewald und Sonntags als Extravaganz in die Hasenheide, ja, und zuweilen auch weiter, nach Wannsee und Potsdam . . .

Nein, nein, noch war er nicht ganz verloren!

*

Er träumte und träumte, bis die Müdigkeit ihn nach der Aufregung der letzten Tage überwältigte.

So hatte auch er noch seinen Festtag gehabt. Dieser Abend, der ihm dieses Bild gezeigt, das war sein Weihnachtsabend!

9.

Die Wiedereröffnung der Schule brachte ihm einen neuen Schlag. Als die Stunden vorbei waren, nahm ihn der Rektor beiseite: Er habe ihm die Feiertage nicht verderben wollen, daher sage er es ihm erst heute. Was das denn eigentlich mit seiner Klasse sei? — Das könne doch so nicht weitergehen! — In der ersten Zeit sei nichts einzuwenden gewesen und er habe wirkliche Hoffnungen auf ihn gesetzt, dann aber sei ein Umschwung eingetreten und es sei ein Ton in seiner Klasse eingerissen, der ihm zeige, daß er alle Autorität verloren habe. Die Jungen täten fast nichts mehr, und er habe kaum schlechtere Resultate gesehen als die des letzten Vierteljahres. Wenn das so weiterginge, dann sei eine Disziplinaruntersuchung unausbleiblich. Schnell möge sich doch um Gottes willen zusammennehmen. Gewiß, er, der Rektor, sähe ja ein, daß der Wechsel zwischen Land und Stadt ein großer sei, und auch seine Gemütsstimmung nach dem traurigen Verlust seiner Frau in den neuen und ungewohnten Verhältnissen begreife er, aber er dürfe sich doch nicht zu sehr gehen lassen. Zum Schluß deutete er leise an, daß er wisse, wo Schnell den größten Teil seiner Zeit verbringe . . .

Während der ganzen Rede, die wirklich von freundlicher Gutmütigkeit diktiert war, stand Schnell da und hatte nur den einen Gedanken: jetzt kommt es, jetzt kommt es — er weiß alles!

Aber es kam nichts derart, der Rektor wußte offenbar nur von seinem Treiben bei Timm, nichts von seinem häuslichen Leben.

Zerschmettert ging er nach Hause. Eigentlich hatte er nur das eine Wort: Disziplinaruntersuchung im Gedächtnis behalten, aber dies Wort brauste und sauste in seinen Ohren wie der Donner des Gerichts.

Er suchte sich auf den Stand seiner Klasse zu besinnen, aber was er fand, das war nur, daß er sein Amt allerdings arg vernachlässigt hatte. War das auch wohl anders möglich? — Er ging nie in die Schule, ohne von Angst und Ekel erdrückt zu sein: vor dem Tage, der vergangen war; vor dem, der kam. Alle seine Gedanken gingen immer nur auf das eine hin: wie er loskommen könne aus diesem Schmutz und dieser Schmach. Er hatte keine ruhige Stunde mehr, wie sollte er da gut unterrichten? — Da, wo es galt, das ganze Interesse zu konzentrieren, und täglich, nein, stündlich die ganze Kraft anzuspannen, um dieses vielköpfige Ungeheuer einer Klasse zu überschauen, zu beurteilen, zu leiten, in den Grenzen zu halten?

Diese Kinder, die alles merkten, mußten längst gesehen haben, wie es um ihn stand.

Nur er hatte durch den Schleier seines Elends hindurch nichts gesehen und nichts gemerkt.

Jetzt aber fielen ihm tausend Kleinigkeiten wieder

ein. — Der Rektor hatte recht, in allem, was er sagte. Wenn es so weiterging, so war eine Untersuchung unausbleiblich.

*

Aber es durfte nicht so weitergehen. Das wußte er selbst und nicht erst seit heute.

Es mußte bald sein. Wenn er jetzt fortging und die Schulden dieses Monatsdrittels bei Timm bezahlte — denn nie durfte er wieder zu Timm gehen, dort würde sie natürlich zuerst nach ihm forschen und ihn zu finden wissen! — so blieb ihm noch eine ganz kleine Summe, groß genug, um eine Anzahlung für ein Zimmer zu machen und sich ein paar Wochen noch durchzufristen. In dieser Zeit mußte er sich dann für den Rest dieses Vierteljahres irgendwo einen neuen Kredit für seine Mahlzeiten eröffnen, wo, das wußte er zwar nicht, aber das war nicht das Schlimmste. Stundengeben, Bücherführen und Ähnliches — alles war ihm recht. Nur erst wieder aufatmen, aufatmen!

Zögerte er aber noch länger, so war auch das unmöglich. Dann hatte er nichts mehr und mußte bei ihr und bei Timm festsitzen, bis das Vierteljahr zu Ende war, und dann war kein Gedanke an Rettung mehr möglich.

Diese Erwägung gab ihm Kraft, und sie zwang ihn endlich, einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Er trug sich doch noch manchen Tag mit ihm.

*

Sie war da, als er nach Hause kam.

Es war die letzte Szene, die sie miteinander hatten. Auch sie verlief, wie er es vorher gewußt hatte.

Was sie das wohl anginge, was er in der Schule treibe? — Ob sie ihn wohl daran hindere, besser zu unterrichten? — Sie sei doch nicht bei ihm, wenn er in seiner Schule sei? — Und als ob er sich je um sie gekümmert habe, wenn er über seinen schmutzigen Heften gesessen sei? —

Wie oft er sie nicht schon hinausgeschmissen habe unter dem Vorwand, daß er arbeiten müsse. Aber gesehen habe sie noch selten, daß er etwas getan hätte. Entweder er säße auf seinem Sofa und murre vor sich hin oder sei bei Timm. Er solle doch dort fortbleiben, wenn er zu tun habe. Aber dafür — für Timm — dafür habe er immer noch Zeit und Geld. Nur für sie nie — —

Da sähe man so recht wieder, wie ihm alles recht sei, wenn er sie nur beleidigen könne, beleidigen! — ja, be-lei-di-gen!! — — —

Schnell hielt sich die Ohren zu und ging in die Küche. Was hatte es wohl für einen Zweck, diesem Weibe etwas klarmachen zu wollen!

Kein Wort mehr, kein Wort mehr!

*

Aber noch vergingen fast zwei Wochen, ehe er sich ermannte. Er dachte an fast nichts anderes, aber er konnte nicht so schnell zur Ausführung kommen.

Er traf nur im stillen alle Vorbereitungen.

Er bezahlte die Miete seiner Wohnung für das nächste Vierteljahr und seine Schulden bei Timm. Was er dort jetzt noch täglich verzehrte, bezahlte er gleich, um stets

ganz frei zu sein. Er löste auch seine Uhr wieder ein und sah bei jeder neuen Ausgabe mit Schrecken, wie sein Geld zusammenschmolz. Es mußte bald sein, ganz bald . . .

Sie hatte seit Weihnachten ein mürrisch-beleidigtes Wesen angenommen, als wolle sie ihm zeigen, wie tief er sie gekränkt. Als sie eines Abends — es war drei Tage nach jener letzten Szene — bei seinem Nachhausekommen um Mitternacht eine neue Annäherung versuchte und den gräßlichen Ekel sah, mit dem er diesmal, wie immer seit Weihnachten, sich von ihr abwandte, heulte und tobte sie die halbe Nacht. Er saß apathisch auf dem Sofa, und beide schliefen endlich ein: sie in seinem Bett, er in seinen Kleidern, den Kopf auf den Tisch gelehnt und in den eiskalten Händen vergraben.

Er sprach fast nicht mehr mit ihr. Mochte sie tun, was sie wollte. Forderte sie Geld, so gab er ihr, was sie wollte. Es war noch immer nicht mehr, als die kleinen Summen für tägliche Ausgaben.

Sie merkte wohl, daß in ihm eine entscheidende Wandlung vorging. Aber sie ahnte nicht, mit welchen Gedanken er sich trug, und allzuviel dachte sie auch nicht darüber nach: er gehörte ja ihr und er würde schon anders werden. Geduld mußte man mit allen Männern haben, mit dem einen mehr, mit dem anderen weniger.

Er aber grübelte und grübelte sich immer tiefer in seinen Vorsatz hinein und ließ sie kommen und gehen und tat, als bemerke er sie kaum.

Er wußte, wie krank er war, und er fühlte auch, wie er immer kränker wurde.

In der Schule strengte er seine Kräfte bis zum Zerspringen an, um seinen Pflichten zu genügen. War sie vorüber, so war er in einem Zustande völliger Erschöpfung und tödlicher Abspannung, so daß er ohne ein Wort zu sprechen stundenlang bei Timm saß und in die Zeitung starrte, ohne zu verstehen, was er las.

Die Hoffnung, die er vor Wochen gehegt, Unterkunft zu finden bei den früheren Wirten Bergmanns und Anschluß an sie, war längst verflogen. Noch in den Weihnachtsferien war er in der Kleinen Hamburger Straße gewesen. Die Adresse wußte er ganz genau, sie konnte nicht falsch sein. Aber das Haus erkannte er nicht wieder; er war zu müde und zu betäubt an jenem ersten Abend in Berlin gewesen, als er hergereist war, um Bergmann zu suchen.

Der Mann sei gestorben; die Frau mit den Kindern verzogen, man glaube, nach auswärts. Wo sollte er sie suchen und wozu?

Er gab es gleich auf.

*

Er aß zwei-, dreimal, wenn er fertig war, in der Gegend seiner Schule und bummelte dann ziellos durch die Straßen. Zuweilen betrat er ein Haus, dessen Tür möblierte Zimmer anzeigte, und sah sich an, was da zu vermieten war. Die meisten Zimmer waren ihm zu teuer.

Da eines Nachmittags durchschritt er unweit vom Humboldthain, in dem er eine Stunde trübsinnig und von Kopfschmerzen geplagt spazieren gegangen war, eine kleine und stille Straße, die ihm gefiel. Er stieg in

einen vierten Stock hinauf. Eine ganz alte Frau öffnete ihm. Sie zeigte ihm ein kleines, sehr sauberes und sehr einfach — etwas altmodisch — eingerichtetes Zimmer. Es sollte dreizehn Mark kosten und es war gleich frei. Es gefiel ihm sehr — ein Duft von Reinlichkeit und Frieden schlug ihm entgegen, den er lange nicht mehr geatmet, und eine innere Stimme rief ihm zu: Jetzt oder nie! — Entschließe dich sofort; greif' zu! — — —

Die Alte sah sein Zögern, aber sie sagte nichts. Schon wollte er sagen, er wolle es sich überlegen und vielleicht wiederkommen, aber er sah plötzlich vor sich seine eigene, beschmutzte Wohnung, und mit schnellem Entschluß griff er nach seinem Portemonnaie. Hastig legte er ein Zehnmarkstück auf den Tisch, während hundert Gedanken ihn durchströmten.

Wann er einziehen wolle?

Und wieder sprach die Stimme in ihm: Entschließe dich — sofort!

Ob er morgen schon kommen könne? — Ja, gewiß. — Etwa um drei Uhr nachmittags. — Schön, dann solle alles in Ordnung und auch geheizt sein.

Sein Herz schlug heftig, als er die Treppe hinabstieg, und als er das Haus verließ, sprach er fast laut vor sich hin: Alea jacta est!

Er ging den ganzen Weg nach Moabit zu Fuß und es wurde ihm immer leichter zumute. Nur nicht nach Hause jetzt. Wenn sie da war, verriet er sich, das fürchtete er.

Er ging zu Timm und war einer der Heitersten in der ganzen Gesellschaft. Sein neuer Freund, der Lehrer, sprach davon, ihn nächstens wieder einmal bei sich zu

sehen, und Timm fragte ihn beim Fortgang, ob er geerbt habe, da er jetzt immer bar bezahle und so fidel sei.

Zum letztenmal, sicher auf einige Zeit, vielleicht für immer, bist du hier gewesen! — dachte Schnell, als er ihm die Hand zum Abschied gab.

Er war so siegesgewiß, als er heimging, daß der Gedanke, sie könne noch in dieser letzten Nacht in seiner Wohnung sein, ihn kaum bedrückte. Wenn auch, er würde sich jetzt nicht verraten; von ihm hörte sie kein Wort mehr.

Sie war nicht da, aber sie war dagewesen. Auf dem Tisch stand ein halbgeleertes Bierglas, und sie hatte ihm seine Wäsche geholt. Es war spät. Jetzt kam sie nicht mehr.

Er war sehr müde und schlief gut und traumlos in dieser Nacht.

Zum letztenmal! — Zum letztenmal! — Das war der letzte seiner müden Gedanken an diesem Tage.

*

Der nächste Morgen kam.

Schlechter als an diesem Morgen hatte er noch nie unterrichtet. In fieberhafter Unruhe zählte er die Minuten und atmete nach jeder Stunde, die vorübergeflossen war, tief auf. Seine Schüler merkten, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging, und machten es sich zunutze.

Er war um zwölf Uhr fertig. Er lief fast, um die allernächste Pferdebahn noch zu erreichen. Während der Fahrt stand er vorn bei dem Kutscher und sah geradeaus — immer die lange Flucht der Straße hinunter auf die blinkenden Geleise . . .

Eine Viertelstunde später war er vor seiner Tür. Wenn sie nur nicht drinnen war! — Wenn sie nur nicht drinnen

war! — Dann ging es heute noch nicht. Und gerade heute hatte er den Mut, es zu tun. Aber wenn es heute nicht sein konnte, so mußte es morgen oder übermorgen sein, und der Gedanke einer unerbittlichen Notwendigkeit verlieh ihm Ruhe. Seine Hand zitterte dies eine, dies letztemal nicht, als sie seine Tür erschloß . . . Sie war nicht da.

Da stürzte er sich auf die Arbeit: Zunächst holte er aus dem hintersten Winkel des Vorzimmers seinen grauen Handkoffer. Er war so bestaubt, daß seine Hände schwarz wurden. Aber das störte ihn nicht, und er füllte ihn hastig mit dem Notwendigsten: Kleider und Wäsche, was er im Spinde und den Kommodenfächern fand, stopfte er wahllos und unordentlich hinein und geriet fast in Verzweiflung, als er sah, daß kaum dies hineinging und kein Platz für Bücher mehr blieb.

Er mußte alles wieder herausreißen. Von dem auf den Boden Hingestreuten wählte er schnell das Beste und Notwendigste und füllte damit die eine Hälfte; so blieb ihm die andere für einige Bücher und Bilder und ein paar kleine Andenken an seine Frau, von denen er sich nicht trennen konnte, ein Bündel Briefe, Bergmanns Briefe, und ein Stoß Schulhefte. Nun war der Koffer voll.

Er klaffte noch ein wenig und ein Riemen riß, aber er schloß, und nun war Schnell fertig. Er hatte noch keine halbe Stunde zu dieser Arbeit gebraucht.

Er stand einen Augenblick, hastig atmend von der Anstrengung und sich mit der Hand die Schweißtropfen und das feuchte Haar von der Stirn wischend. Sein

Hemdkragen war aufgesprungen, aber er achtete es nicht.

Einen Augenblick noch stand er so da: verwirrt und verstört über seine eigene Energie.

Dann lief er in die Küche, sah sich um, in das Vorzimmer — nein, dort stand nichts, was der Rede wert war, in das Zimmer zurück, und sah sich hier noch einmal nach allen Seiten hin um — war noch etwas, was er nicht hier lassen durfte? — Vieles, vieles sah er, an das er sein Herz gehängt hatte im Laufe langer Jahre, vieles, was die Freude und der Stolz seiner Frau gewesen war: sein altes Kaffeegeschirr aus seiner ersten Junggesellenzeit, ihren Nähtisch und die Decke auf dem Sofatisch, die sie selbst gestickt, aber nichts, was nicht für ihn beschmutzt, entwürdigt, ein Ekel und Grauen geworden wäre durch sie, die andere, beschmutzt und befleckt! ... und er wandte sich zum Gehen, während er, über die zurückgelassenen Kleider stolpernd, nach dem Koffer griff.

Doch da — im Wegwenden — fiel sein Blick auf den kleinen, wackeligen, vierbeinigen Tisch am Fenster, der ihm als Schreibtisch gedient hatte, und auf ein wunderbares Gebilde von Künstlerhand: eine Sphinx aus Bronze, in unergründlicher Schönheit und einfachem Ernst, ein letztes Vermächtnis von hohem Wert — Bergmanns geliebtes Gebilde, ihm hinterlassen, ihm ...

Und er setzte den Koffer wieder hin, hüllte die Sphinx in Papier und verbarg sie in seiner Rocktasche.

Und der Zettel fiel ihm jetzt ein, das Wichtigste von allem, der Zettel, den er schon vor acht Tagen geschrieben

hatte. Er holte ihn aus seiner Brusttasche, faltete ihn auseinander und legte ihn mitten auf den Tisch:

— Die Wohnung ist bis zum 1. April bezahlt. Die Möbel und alles, was ich nicht mitgenommen habe, mögen Sie behalten, und Sie können damit tun, was Sie wollen.

Forschen Sie mir nicht nach, denn es würde doch nichts nützen.

Auf Nimmerwiedersehen! A. S.

Nun war er ganz fertig und konnte gehen.

Da, als er an der Tür war, ergriff ihn mit elementarer Gewalt ein ganz neues Gefühl und quoll in ihm empor wie eine wilde Freude.

Ja, eine wilde Freude, nichts anderes war es, mit der er — im Fortgehen — seine Hand erhob und sie zur Faust ballend und zurückblickend murmelte: „So, du Aas, du verfluchtes, jetzt kannst du kommen!! —"

Ein Lächeln verzerrte sein Gesicht.

Und während er in der Macht der Gewohnheit in die Tasche griff und seine Schlüssel erfaßte, um abzuschließen, kam ihm ein neuer Gedanke, und von ihm gepackt, schleuderte er beide — Tür- und Hausschlüssel — in das Zimmer zurück, daß sie klirrend auf den Boden fielen.

Dann erfaßte er den Koffer wieder, riß die Tür auf und schlug sie hinter sich hörbar zu: jetzt konnte er nicht mehr zurück, jetzt war es geschehen, jetzt — war er frei! —

Es war ihm gleichgültig, ob ihm jetzt jemand auf der Treppe begegnete. So schnell es ihm seine Last

erlaubte, eilte er hinunter, überschritt die Straße, ging auf die Haltestelle der Pferdebahn zu, und in der nächsten Minute schon rollte er dahin, und zum erstenmal seit er wieder in Berlin war, sah er mit fast fröhlichen Augen auf das Treiben der Menschen, und alles erschien ihm neu, wie er es noch nie gesehen.

*

Seine neue Wirtin erwartete ihn schon. Nie hatte er eine so liebenswürdige alte Frau gesehen, dünkte ihm. Das Zimmer war sauber gemacht, und von dem kleinen Kachelofen kam eine behagliche Wärme.

Sie besprachen einiges, offenbar sehr zufrieden miteinander, und dann war er allein.

Er lief hin und her in der Stube, zog alle Schubladen auf, packte seinen Koffer aus und stellte sich ans Fenster, um die neue Aussicht zu genießen . . . Sie ging zwar nur auf Dächer und auf ein paar kahle Wipfel in der Ferne, die dem Humboldthain angehörten, allein er fand sie entzückend.

Er fühlte sich so wohl und so leicht, als sei er neugeboren. Und war er es nicht auch? —

Auf dem Tisch stand sogar frische Tinte und dabei lagen die Anmeldescheine in sorgsamer Vorsicht. Das brachte ihn auf eine Idee.

Er setzte sich auf das etwas altersschwache Sofa und füllte zunächst die Rubriken aus. Er steckte die Scheine zu sich; gelegentlich, wie er auch dem Rektor bei guter Gelegenheit Kenntnis von seinem Wohnungswechsel geben mußte, wollte er sie bei der Polizei abgeben.

Dann schrieb er in diesem freundlichen, warmen Zimmer, vor dessen sauber gardinierten Fenstern der weiße Schnee des Januar lag, zwei Briefe.

Den einen als Antwort an seine Schwägerin. Er versuchte, sein letztes Schreiben als die Ausgeburt einer von allzu großer Weihnachtssehnsucht erfüllten Stunde hinzustellen, gab ihr unverhohlen recht in den Gründen ihrer Abweisung seiner Bitte, und dankte ihr für alles, was sie an Paul getan und noch tat. Nebenbei erzählte er ihr, er habe — teils einer günstigen Gelegenheit Folge leistend, teils weil es ihm so weit billiger und bequemer sei — seine Wohnung aufgegeben, seine Möbel untergestellt und sich wieder wie früher in Chambre garnie gegeben. Es war ein ruhiger und überlegter Brief.

Dann schrieb er an seinen Knaben.

Er verriet nichts von dem, was sein Herz um ihn bewegte, wie sehr er zitterte, daß er ihm so entfremdet war. Er fühlte selbst, daß das Kind in seinem natürlichen Instinkt alle Vorwürfe auf den Vater zurückwerfen müßte. Langsam mußte er versuchen, dies halb verlorene Herz für sich wiederzugewinnen, um es für die nächsten Jahre ganz zu besitzen. Er sprach daher in diesem Briefe viel von Ostern, wo sie sich wiedersehen würden, und mehr noch — heute vermochte er es wieder! — von der Mutter, die ihnen beiden genommen war ...

Er schrieb zwei Stunden.

Dann ging er aus, steckte die Briefe in den Kasten, und zum erstenmal seit Monaten hob er sein Haupt und schaute den Vorübergehenden ins Gesicht.

Heute abend — nach gelungener Flucht — wollte er

sich eine Extravaganz erlauben, und so aß er nicht nur in einem größeren Restaurant mit echten Bieren, sondern ging auch, nachdem er die Chausseestraße bis tief in die Friedrichstraße hinuntergebummelt war, in alle Läden geschaut und wieder, wie vor vielen Jahren, das Leben und Treiben der großen Stadt hatte auf sich wirken lassen, in den Wintergarten, wo er auf dem bescheidensten Platze für drei Stunden bei dem Jubeln der Musik, dem Flirren der Lichter und der bunten, immer wechselnden Pracht der Vorstellung das erlittene Leid vergaß. Und so schlief er auch in dieser Nacht in dem reinen, weißen Bett, das keine Erinnerungen befleckten, zum erstenmal wieder seit einer ewiglangen Zeit den ruhigen, durch keine Träume unterbrochenen, durch keine Angst zerquälten Schlaf der Sicherheit. Er war ja gerettet!

*

Als er am nächsten Morgen — durch das verabredete Klopfen seiner Wirtin pünktlichst aufgeschreckt — in der fremden Umgebung erwachte, war ein großer Teil seines Mutes wie weggeblasen.

Er vermißte beim Ankleiden eine Menge Dinge, beeilte sich ohne Not, und es kam ihm unerhört und ganz unbegreiflich vor, was er getan.

Er glaubte noch lange nicht an seine Rettung.

Die dumpfe Angst der letzten Zeit, verflogen und vergessen nur unter dem Rausch des gestrigen Tages, überfiel ihn wieder.

Es war nicht denkbar, daß sie von ihm abließ, ohne das Äußerste gewagt zu haben, ihn zurückzuziehen. Wie

aber sollte er, so müde, mutlos und krank wie er war, dem erneuten Anstürmen dieses entsetzlichen Weibes standhalten, das mit der Zähigkeit einer wilden Katze ihn monatelang umschlichen und immer wieder angesprungen, so oft er es auch abgeschüttelt?

Denn er war krank, er fühlte es täglich mehr.

Es bedurfte für ihn der maßlosesten Anstrengung, um während der Schulstunden seine Gedanken zusammenzuhalten, und es steigerte nur seine mühsam bemeisterte Erregung, daß er wußte, wie nötig es war, in dieser Zeit auch nicht den kleinsten Anlaß zu neuer Unzufriedenheit zu geben. Das Gesicht des Rektors verfinsterte sich, wie er glaubte, von Tag zu Tag mehr, wenn er ihm begegnete. Was sollte er tun, wenn auch seine letzten Kräfte ihn verließen und er zusammenbrach? —

Der kurze Schimmer der Freude und das Aufleuchten der Hoffnung waren schnell erloschen und um ihn breiteten sich mehr und mehr die Schatten des Trübsinns. Vor ihnen gab es keine Flucht!

*

Seit drei Tagen hatte er jetzt wieder mit keinem Menschen gesprochen, außer in der Schule zu den Kindern und beim Essen mit dem Kellner; wohl einiges mit seiner Wirtin, aber nicht viel, denn die Frau war alt und wollte gern ihre Ruhe haben, wie er sah.

Jetzt war es wieder wie in den ersten Tagen im Herbst. Keiner kümmerte sich um ihn, keiner quälte ihn, nichts beschäftigte ihn mehr, wenn er sein Amt versorgt. Und so würde es jetzt weitergehen, drei, drei lange Monate lang . . .

Zu Timm durfte er nicht gehen. Ja, wenn zwei oder besser noch drei Wochen verstrichen waren, durfte er es vielleicht wagen, denn dann sah er, daß sie ihn aufgegeben. Aber auch dann war von dem täglichen Leben dort keine Rede mehr, das verbot allein schon die Entfernung. — Zu seinem neuen Bekannten, dem Kollegen, mochte er aber auch nicht gehen, denn dort hätte man ihn gefragt. Und was sollte er antworten? —

An Vergnügungen durfte er vollends nicht mehr denken. Es galt jetzt im Gegenteil Stunden zu finden, um überhaupt durchzukommen bis Ostern, und dabei noch zu sparen an jedem Glas Bier.

Gestern aber war er so müde gewesen — er wußte selbst nicht, weshalb, er war überhaupt immer müde — und er hatte schlafen können von acht Uhr an die ganze Nacht durch. Aber das ging doch nicht jeden Tag so, und heute lag vor ihm ein Abend voll gähnender Leere und trostloser Einsamkeit, den er ausfüllen sollte, ohne zu wissen, womit.

Da dachte er: wenn er nun heut abend — diese vielen Stunden — zu Hause bliebe und gewissermaßen einen dicken Strich zwischen dem Geschehenen und dem Werdenden machte, eine große Abrechnung hielt mit sich und seiner Vergangenheit, aufräumte, nicht äußerlich — das hatte er getan! — sondern innerlich mit all dem aufgehäuften Schmutz, um dort wieder frei zu werden, wie er gewesen war?

Und wenn er dies tat, indem er noch einmal Anfang, Werden und Ende seiner Schmach gewissermaßen von oben herab, aus der Vogelperspektive, überschaute,

sich klar wurde über das alles, was noch auf ihm lag wie eine Kruste von Schmutz, Irrtum und Wahn?

Mit einem Worte: wenn er die Theorie Bergmanns befolgt, der gesagt hatte, daß ohne innere keine äußere Befreiung möglich sei?

Ja, das wollte er tun! Vielleicht erleichterte es ihn; vielleicht scheuchte das die Schwermut und gab ihm eine Möglichkeit, das Leben zu ertragen, das ihm zu schwer geworden war.

*

Er ließ sich Bier von seiner Wirtin geben. Nichts essen, immer nur trinken, trinken . . .

Als er vor ein paar Tagen seinen Koffer ausgeräumt, hatte er alles, was er in seiner Wohnung an Büchern, Papieren und Briefen errafft, achtlos durcheinander in eine Schieblade geworfen; die zog er jetzt aus und häufte ihren ganzen Inhalt auf dem Tisch auf.

Dann begann er zu ordnen und zu sichten.

Das erste, was ihm in die Hand fiel, war das blauumwundene Paket mit den Briefen seiner Frau. Nein, das nicht! — nicht heute abend . . .

Dann zog er Bergmanns Briefe hervor; sie bestanden meist nur aus Zetteln. Sie lagen noch alle so, wie er sie zuletzt geordnet, als er sie seiner Frau — während sie des Schreibers letzte Tage besprachen — vorgelesen.

Schnell wurde bald warm.

Das war seine beste Jugend, die hier zu ihm sprach: die gemütlichen, unvergeßlichen Abende mit dem immer

lebendigen, immer anregenden Manne, aus dessen Gesprächen er mehr gelernt als aus allen Büchern (es waren übrigens nicht allzuviele), die er je gelesen; die gemeinschaftlichen Sonntagsausflüge mit ihren wechselnden Bildern, an denen er Berlin und seine Menschen erst recht kennen gelernt; die tausend Dinge, die seinem Interesse erst nahe gebracht und erschlossen wurden durch diese kleinen Billetts, hingeworfen in der eiligen harten Handschrift.

Dann die längeren Briefe nach „Abdera“, wie Bergmann das Nest in Pommern nannte. Wie er durch sie immer noch in Berlin weiterlebte, während er sonst ganz gewiß nach einem Jahre schon völlig untergegangen wäre in der Kleinlichkeit des Dorfes, wie sie in ihm die ewige Sehnsucht und den glühenden Wunsch wach gehalten, zurückzukehren in das große Berlin und zu seinem einzigen, seinem großen Freunde, der es ihm recht eigentlich erschlossen!

Jetzt war er wieder da, aber wie anders hatte sich alles gestaltet! — Nicht eine einzige ruhige, glückliche Stunde hatte sie ihm gegeben, diese Stadt, die er so sehr geliebt, nicht eine einzige! . . .

Und noch ein Brief, nur einer noch, mit Sorgfalt von den anderen durch ein besonderes Kuvert getrennt, kam in seine Hand.

Schnells Schläfen brannten, als er ihn aus seiner Hülle zog: Bergmanns letzten Brief.

Hastig trank er, und seine Augen wurden — wie in Erstaunen — ganz groß, als er jetzt den Brief wieder las, den er einst so oft gelesen, daß er ihn

auswendig wußte, und den er so vergessen hatte, daß er ihn nicht mehr wiedererkannte:

Mein lieber, alter Junge!

Das Leben ist ein großer Unsinn, ich habe es Dir immer gesagt. Leider wird man dieses Unsinns gründlich erst dann müde, wenn man körperlich so ziemlich futsch ist. Ich bin — Gott sei es gedankt — endlich soweit.

Die Bilanz, die ich heute zog —

Schnell wurde blaß, als er die nächsten Zeilen las.

— Lunge angegriffen — Magen ruiniert — Gehirn nicht mehr in Ordnung — Trübsinn — Schmerz in den Schläfen — totale Mutlosigkeit — Arbeitsunfähigkeit — kein Humor mehr —

Aber er mußte — über sie hinweg — weiter. Was kam doch dann?

— Denn es ist mein letzter Brief. Ich habe noch zweihundert Mark. Ich gebe die Hälfte davon dem Weibe, das den Auftrag hat, diesen Brief zur Post zu geben, falls ich nach acht Tagen nicht zu ihr zurückgekehrt bin. Sie ist ein dummes Luder, denn sie betrog mich so, daß ich es trotz aller Gleichgültigkeit merken mußte.

Das — das war! — aber der Lesende mußte weiter und er las die Worte rauher, doch um so herzlicherer Freundschaft, mit denen der Schreiber ihn bat:

— Komm aber nicht nach Berlin, mein Alter. Es hat gar keinen Zweck, dabei herumzustehen, wenn sie einen einscharren. Wärest Du lieber früher einmal

gekommen! — Ich denke daran, ich könnte ja auch zu Dir kommen. Aber ich kann doch nicht verlangen, daß Du mit einer halben Leiche Arm in Arm zu ihrem eigenen Grabe spazieren gehst.

Also — lebe wohl! Meine Sphinx gehört Dir. In wessen Hände sie auch zuerst fallen möge, man wird sie Dir nicht vorenthalten können, wenn Du über kurz oder lang noch einmal in die „Stadt unserer Jugend" kommst und dies hier vorzeigst.

In die „Stadt unserer Jugend!" — — Schnell las mit bebenden Lippen den Schluß:

— Ich tauche unter. Nicht wie der weiße, nackte, leuchtende Schwimmer an einem Sommertage mit kühnem Sprung in die geheimnisvollen, kühlen Wellen der Tiefe, sondern wie ein alter, verkommener Söffel in die schwarzen, trüben Massen der Menschen, vor denen die moralischen sich bekreuzen, meine wenigen Bekannten sich entsetzen, mein einziger Freund aber nicht weinen wird wie ein altes Weib, sondern einfach sagen: Ich wußte es längst, so mußte es kommen mit ihm. Denn das Leben ist das Traurige, nicht der Tod.

Vergiß — und zwar sobald wie möglich — den Menschen, der, wenn du dieses liest, nicht mehr ist, und der genannt wurde, als er noch lebte —

— Albert Schnell! sagte der Lehrer ganz laut und sprang auf.

War er wahnsinnig geworden?

Dieser Brief war doch nicht Bergmanns Brief, das

war seine, seine eigene Sprache, mit der er jetzt Abschied vom Leben nehmen würde, wenn er — —

Nein, er wollte nicht wahnsinnig werden! —

Er blieb stehen.

Karl Bergmann — aber nicht der, den er gekannt — ein anderer, ganz anderer stieg vor ihm auf, der ihm nicht mehr fremd war, wie jener es im Grunde stets gewesen, und diesen Brief, den er früher nur mit Trauer und Entrüstung aus der Hand gelegt, als etwas Unbegreifliches, jetzt verstand er ihn! . . . Jetzt, wo sein armes Hirn, das nie gedacht hatte, das jetzt ganz verwirrt und verstört war, so daß er nichts mehr recht zu unterscheiden vermochte, jetzt erfaßte er das Wesen seines toten Freundes und den Zwiespalt in ihm mit hellseherischer Deutlichkeit!

Und er erschrak vor sich selbst, daß es so war. Jetzt erst sah er, wie sehr er selbst sich verändert hatte.

Vieles, nein alles wurde ihm jetzt klar, deuchte ihm. Er wußte nicht, wie sehr er sich irrte, aber ihm war, als ob, kämen sie jetzt zusammen, Karl Bergmann und er, Albert Schnell, alle Schranken des Verstehens gefallen sein und sie miteinander sprechen müßten, nicht mehr wie der Gebende mit dem Nehmenden, der Lehrer mit dem Schüler, der Suchende mit dem Blinden spricht, sondern wie zwei Gleiche, für die beide die Erde keine Geheimnisse, der Himmel keine Seligkeit und die Hölle keine Schranken mehr hat! —

Er lief im Zimmer auf und ab in großer Erregung.

Tausend kleine Züge in Bergmanns Benehmen, seine herben Urteile über Dinge und Menschen, seine scharfe

Sprache, seinen Spott und seine Verachtung aller Gewöhnlichkeit, wie seine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen das Leben, jetzt fand er den Schlüssel zu ihrer Erklärung . . .

War es jetzt nicht auch so mit ihm? — An was glaubte er noch, von wo erhoffte er noch etwas? — War auch ihm nicht alles gleichgültig geworden, ekelte nicht auch ihn jetzt vor allem, was er berührte, und — hatte nicht auch er bereits begonnen, Vergessenheit und Trost im Trinken zu suchen?

In Bergmann war alles getötet durch die Verhältnisse in seinem Elternhause, die seine Jugend vernichtet und dem Mann das Leben verbittert, in ihm, in Schnell, hatte dieses Weib verwüstet — in kurzer Zeit —, was er für unantastbar gehalten hatte: seinen Glauben, seine Überzeugungen, seine Erinnerungen . . .

Waren sie nicht auch gleich in ihren Schicksalen geworden?

Nein, sie waren es nicht.

Bergmann hatte sich ein Weib gekauft, es bezahlt, es wahrscheinlich behandelt, wie er es wollte und das Weib es verdiente, war von ihr gegangen, nie von ihr geknechtet, wenn auch von ihr angeekelt, souverän, überlegen, wie im Leben, überlegt — in den Tod, in den er nicht getrieben wurde.

Er? —

Er hatte sich verkauft mit Leib und Seele, mit seinem ganzen Willen, an die erste Dirne, die sich an ihn gehängt und die ihn mit sich hinabgezogen in Kot und Schmach.

Bergmann, der Starke, war der Sieger geblieben, und er, der Schwächling, war unterlegen!

Immer, immer dasselbe: Karl — Sieger im Leben, Sieger im Tode! —

Eine traurige Bitterkeit lagerte sich um die Lippen des Lehrers, als er daran dachte.

Noch einmal griff er nach dem Briefe.

Wie wahr das alles war! — Wie wahr nur der eine Satz schon: Das Leben ist das Traurige, nicht der Tod! —

Ja, das Leben war das Traurige. Wenn aber der Tod das Bessere war, warum zog er ihn nicht vor? — Und wenn er auch nicht die Kraft hatte, sich ihm mit dieser lächelnden Ruhe zu nahen, warum suchte nicht auch er Rettung in ihm, wo er zu schwach war, sie im Leben zu finden?

Wer würde ihn denn vermissen? — Sein Kind hatte ihn bereits halb vergessen und sehnte sich nicht mehr nach ihm.

Und wer sonst etwa?

Wieder blieb er stehen. Er wollte es sich nicht eingestehen, und doch war es so: das Weib! — Er wußte, sie würde nicht allein um ihn weinen und heulen, er wußte: sie allein würde ihn betrauern, in ihrer Art, aber doch am tiefsten unter allen, die er kannte! — Und genau wie vor ein paar Tagen, als er seine Wohnung verlassen, durchschauerte ihn jetzt die Freude der Möglichkeit, sich an ihr durch irgend etwas zu rächen und ihr einen Schmerz zu bereiten, und brachte den Gedanken wieder, der eben an ihm vorbeigehuscht war . . .

Ein Ende all dieser Angst!

Wie das ihn lockte!

So schwer konnte es nicht sein zu sterben.

Er war kein Held, aber heute abend fühlte er den Mut in sich, einmal in seinem Leben eine mutige Tat zu begehen, einmal in voller Größe vor sich selbst dazustehen . . .

Das Leben hatte ihn nur feige und ängstlich gesehen; der Tod sollte ihn finden, gefaßt ihm zu begegnen, auch in dem Bewußtsein, ihm zu unterliegen . . .

Er ging hin und her, Stunde auf Stunde. Es war so still, daß er glaubte, das Rieseln des Schnees draußen zu vernehmen . . .

Das Bier begann seine Wirkung zu üben.

Er nahm das Abbild des Sphinx und sah lange, lange in die tiefen, drohenden Augen . . .

Rief ihn da nicht Bergmann? — War das nicht seine Stimme, seine spöttische, harte Stimme in den unerbittlichen Worten einfach-logischer Folgerung: Wozu so viel Umstände? — Wenn das Leben dir Spaß macht, so lebe; wird es dir lästig, so wirf es weg, wie eine Bürde! —

Ja, wozu so viel Umstände! — Trinken . . . Sterben . . . Vergessen . . .

Da lag es und glotzte ihn an, das gefühllose Menschentier! — O das Leben! — Großes, geheimnisvolles, reiches Leben! — Freude — Liebe — Freundschaft — der Frühling — der Sommer — — wie reich, wie reich! — —

Nein, nein! Für ihn war es nicht groß: es war

eine ärmliche, freudlose Arbeit um den geringsten Lohn, ohne Sporn, die Kraft zu stählen; für ihn war es nicht geheimnisvoll: es war eine Hure, und das Ergründen seiner Rätsel nur ein Wühlen im Kot; für ihn war es nicht reich; es hatte ihm alles genommen, alles, was er an ihm besaß!

So war es für ihn!

Rastlos durchschritt er sein Zimmer, und immer wieder glaubte er seines Freundes Stimme zu vernehmen, seine Stimme, die ihn rief . . .

— Ich komme! — Ich komme! murmelte er, als er lange nach Mitternacht in sein Bett taumelte. — Wenn sie wieder hinter mir her ist, so komme ich . . .

Aber der letzte Wunsch seines gequälten Herzens sprach leise in ihm: „Und wenn sie dennoch nicht wiederkäme und ich leben, leben bleiben dürfte?!“ — —

10.

Sie raste und tobte, als sie in die verlassene Wohnung kam. Aber da niemand mehr da war, an dem sie ihren Grimm auslassen konnte, so gab sie es bald auf, nachdem sie seinen Zettel mit den Zähnen zerrissen und zerbrochen, was ihr in die Hände kam. Zwei Tage lang trug sie ihre kochende Wut in sich, und alle paar Stunden rannte sie, um nachzusehen, ob er nicht wiedergekommen sei.

Eher hätte sie an den Einbruch des Weltgerichts geglaubt, als daran, daß er — er, dieses Kind! — fähig sei, einen solchen Entschluß mit solcher Hinterlistigkeit auszuführen.

Da steckte gewiß jemand von dieser versoffenen Bande bei Timm dahinter, ganz gewiß! . . .

Dann kamen die Angst und die Reue über sie, und sie heulte die halbe Nacht ihrer Wirtin, mit der sie sich alle vierzehn Tage auf den Tod verfeindete, um sich an den folgenden wieder mit ihr zu versöhnen, ihren Jammer vor; endlich, als diese eingeschlafen war und sie noch wachend dalag, kam ihr ganz allmählich eine blasse Ahnung davon, wie er ihretwillen gelitten haben mußte, um alles aufzugeben, woran sein Herz — wie sie wußte — so sehr hing. Und sie weinte von neuem, jetzt aus Mitleid für sie beide . . .

Sie wollte doch wirklich nichts von ihm. Noch von keinem ihrer ständigen Liebhaber hatte sie so wenig verlangt wie von ihm, außer ihrem ersten. Und noch keinen hatte sie so geliebt wie ihn, fast so wie diesen ersten, der sie verführt hatte, als sie fünfzehn Jahre alt war, und sie in dem Glauben hielt, er werde sie heiraten.

Sie hatte nie daran gedacht, Schnell anzuzeigen, so schlecht war sie nicht, das war alles nur Drohung gewesen, um ihn zu halten. Nun erkannte sie, daß sie die Saiten zu straff gespannt und daß sie ihn verloren hatte.

Aber so wollte sie nicht scheiden für immer von ihm, so nicht. Sie wollte seine Möbel nicht, sie war keine Diebin. Sie wollte ihm entsagen, ohne daß er sie zu entschädigen brauchte, auf keine Weise . . .

Wo er hin war? — Kein Mensch wußte es, nicht der Wirt, nicht die Nachbarn.

Wenn er sich ein Leid angetan hätte? — Sie bekam einen wirklichen Schrecken. Aber er hatte ja Sachen mitgenommen, und seit einer gewissen Stunde, wo er ihr damit gedroht, vermochte sie daran nicht mehr zu glauben.

Am nächsten Tage lauerte sie zwei Stunden an seiner Schule. Um zwölf Uhr kam er nicht, aber um eins sah sie ihn inmitten seiner Schüler, die sich schreiend zerstreuten, die Treppe hinuntersteigen. Sie ging ihm nach, immer auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Wie traurig er aussah! . . . Zum erstenmal sah sie ihn so aus der Ferne, und er erschien ihr als ein ganz anderer. Sie folgte ihm, eine Stunde fast.

Sie glaubte, er würde erst zum Essen gehen, wie er gewöhnlich tat, aber er trat in ein Haus ein, in dem kein Restaurant war. Sie merkte sich dies Haus und die Straße, in der es lag, weit oben am Humboldthain.

Am Nachmittag schrieb sie ihm einen langen Brief, zu dem sie drei Stunden brauchte. Sie weinte so sehr, daß die Tränen die Schrift der ersten Seite fast verlöschten. Auf der zweiten flehte sie ihn an, ihn nur noch ein einziges Mal sehen zu dürfen, auf der dritten versicherte sie ihm auf ihr „heiliges Ehrenwort", daß sie ihn freigäbe, da sie eingesehen habe, wie er sie hasse und verabscheue, und daß sie seine Sachen nicht wolle, zum Beweis dessen sie die Schlüssel bereits beim Wirt abgegeben habe, und auf der letzten nahm sie in schwülstigen Phrasen ewigen Abschied von ihm und erklärte die mit ihm verlebte Zeit für die glücklichste ihres Lebens.

*

Eine Dame sei dagewesen; sie habe einen Brief hinterlassen; er liege auf seinem Tisch; gegen Abend wolle sie wiederkommen — so sagte seine Wirtin, bevor Schnell sein Zimmer betrat.

— Ja, antwortete er. Er erschrak nicht einmal; er wußte es bereits.

Er machte die Tür fest hinter sich zu.

Da lag der Brief.

Er ergriff ihn und riß ihn auf.

Er sah große, kaum leserliche Buchstaben in einer zitternden Schrift, mit weiten Zwischenräumen, die Hälfte

der Worte unlesbar von Tinten- und Tränenklexen, dabei alle Ränder beschrieben, so war die erste Seite . . .

Er las — unwillkürlich — nur ein paar Worte:

Liebes gutes Bärdchen!

Ach, mein Gott, bin ich denn wirklich das wert, was bin ich für ein schwergeprüftes gemartertes Weib.

Habe ich denn so grausam gehandelt —

Das war alles, was er las. Er konnte und wollte nicht weiter. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu.

Noch drei Seiten hatte der Brief. Und merkwürdigerweise wurde die Schrift dieser Seiten von Zeile zu Zeile besser und regelmäßiger.

Schnell las sie nicht.

Er wußte: dort standen nach den Ausbrüchen der Verzweiflung die kalten Drohungen, die spitzigen Worte, mit denen sie ihn zurückzwang in sein Gefängnis, die sinnlosesten Anklagen — —

Nein, nein, er wollte nicht! — Und er zerknüllte den Brief mit beiden Händen und verbarg ihn in die Brusttasche.

Ohne sich umzusehen ging er hinaus. Die Alte war auf dem Flur beschäftigt und erstaunt, ihn wieder ausgehen zu sehen. Sie fragte ihn, ob er denn nicht auf die Dame warten wollte, und was sie sagen solle, wenn sie wiederkäme.

Schnell murmelte irgend etwas von keine Zeit haben, Verabredung — und ging. Die Alte sah ihm kopfschüttelnd nach.

Er hatte sein Todesurteil empfangen, nun mußte er sterben! — Aber er wollte nicht daran denken . . . Gleich, aber jetzt noch nicht . . .

Er tauchte in das Gewühl der Chausseestraße. Ströme von Menschen kamen ihm entgegen, die dem Norden der Stadt zuflossen, dem Wedding und weiter hinauf dem Gesundbrunnen zu.

Er ließ sich treiben — von der anderen Welle — ihnen entgegen.

Wie angenehm das war, sich so stoßen und schieben zu lassen, und dabei immer weiter und weiter zu kommen! —

Aber kalt war es, bitterlich kalt. Auch empfand er ein Gefühl von Hunger.

Ein riesiger Torbogen, bestrahlt von großen eletrischen Lichtkugeln, zog ihn an, und er ging durch den Wagenhof in einen großen Saal mit vielen Tischen und Menschen. Im Hintergrunde spielte Musik.

Er setzte sich. Ah, hier war es gut: so warm und gemütlich. Was sollte er denn essen? — Er studierte lange die Karte.

Er bestellte und trank und trank wieder . . .

Die Musik spielte weiter. Ein Straußscher Walzer: lebensfroh und lockend, eine Wiege des Leichtsinns, der Freude, der Lust . . .

Als Schnell zu den Spielenden hinsah — es waren junge, meist fesche Mädchen in Matrosentracht — zuckte er plötzlich zusammen: ja, kannte er dies Lokal denn nicht? —

Gewiß: hier war er zweimal in jenen drei Tagen gewesen, als er Bergmann — — ja, dort, an dem Tische dort, hatte er seinen Brief zum erstenmal gelesen!

Er erblaßte, bezahlte und ging ruhig hinaus.

Nein, er wollte nicht daran denken, gleich, aber noch nicht — —

Er war so verstört geworden, daß er sich wieder willenlos treiben ließ, weiter und immer weiter, bis es ihm wieder gelungen war, sich zu betäuben an dem Leben, das ihn umfloß.

Wieder nahm es ihn ganz gefangen. Das war das Berlin, das er so sehr liebte und das so immer vor seinen Augen gestanden in der Zeit, da er ihm fern war: das bunte Gewimmel der vielen, vielen verschiedenen Menschen, die glänzenden Läden und die eilenden Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen und die unabsehbare Reihe der Lichter, die Straßenreiniger in ihren grauleinenen Anzügen und die streichholzverkaufenden Kinder — — alles, alles dies, das zusammengenommen in seinen tausendfachen Einzelheiten das Bild der großen Stadt gab, nach der er sich gesehnt, seit er sie verlassen! —

An diesem Abend, seinem letzten Abend, wollte sie sich da noch einmal zeigen in ihrem ganzen unerklärlichen Reiz? — Er wollte sie nicht von sich stoßen, die sich ihm noch einmal hingab, und er bummelte weiter und weiter, bis er — ihrer müde — einbog in eine Nebenstraße; er achtete nicht darauf, in welche ...

Es wurde später und später.

Der Lehrer trat noch zwei-, dreimal in größere Lokale,

aber nirgends blieb er lange. Sein Herz wurde schwerer und schwerer, und er schlich zuletzt nur noch an den Häuserreihen hin: sie hatte ihn verstoßen, diese schreckliche Stadt, die ihn in den Tod trieb ...

Aber noch wollte er nicht daran denken, noch blieb ihm etwas Zeit — gleich, aber noch nicht ...

Jetzt stand er vor einem großen Theater und sah die Menschen herausströmen: eilend und flüchtend, in ihre Wagen, in das Wirtshaus, nach Hause — alle in die Wärme. Eine junge Dame in weißem Pelz von auffallender Schönheit blickte ihn zornig an, weil er ihr den Platz versperrte. Der gallonierte Portier sah es und bedeutete ihm roh, weiterzugehen.

Ein großer runder Bretterbau zog seine Aufmerksamkeit an. Das war ja der Zirkus Schumann! — Jetzt erst wurde ihm bewußt, wo er eigentlich war.

Es wurde noch gespielt. Schnell trat in das Restaurant. Es war fast leer. Ihn fror und er bestellte sich einen Glühwein. Er hörte die Klänge der Musik durch die großen Gardinen am Eingang des Zuschauerraumes dringen, und wenn sie sich bewegten, sah er für einen Moment in das wirre Getümmel einer großen Pantomime hinein: schlanke Pferdeleiber, bunte Trachten, Flimmer und Glanz, Flitter und Schimmer, Farbe und Lust — ein berückendes Bild.

Er wollte hinein, aber da wurde der Vorhang auseinandergerissen und ein dunkler Schwarm von Menschen strömte eilig hinaus, und das kleine Restaurant füllte sich bis auf den letzten Platz. Der Geruch von Ställen und Sägespänen drang durch alle Gänge ...

Dann war die große Rotunde geleert, die Gaslichter erloschen, die Musik verstummte und es wurde wieder Platz um ihn.

Er ging hinaus.

Alles war leer und dunkel, wohin er sah.

Er wußte, was ihm bevorstand.

Er schöpfte tief Atem und ging.

Er stand auf einer breiten Brücke.

Wohin er sein Auge jetzt wandte, alles war leer und still: eine weite, schneeige Fläche, bis dorthin, wo die Lichter des Lehrter Bahnhofs glänzten.

Er stieg Treppenstufen hinunter und stand an einem der großen Bassins, die Eis und Schnee bedeckten. Aber überall waren offene Stellen, aus denen heraus das schwarze Wasser ihn ansah.

Er zitterte; nicht vor Kälte, vor Angst zitterte er.

Nein, er konnte nicht! — Und er ging weiter und weiter, aber überall sah er die offenen Stellen zwischen dem Eise.

Da fiel ihm ein Morgen ein, an dem er — von demselben Gedanken getrieben — die Straßen hinuntergerannt war, um endlich in kläglicher Feigheit wieder umzukehren, und sein ganzes Elend und alles, was folgen mußte, trat ihm sichtbar vor die Augen, und dies Bild erschreckte ihn noch mehr, als der Tod es vermochte.

Er blieb am Rande stehen und sah mit stieren Augen hinunter in die schwarze Flut.

Ja, ja — er wollte es tun . . .

Es mußte sein! — Es mußte sein! — Und er nahm an Kraft zusammen, was er noch besaß ...

Jetzt! — —

Er schloß die Augen, tat einen kurzen Sprung, fiel und rutschte die glatte Böschung hinunter und glitt bis an die Knie in das eiskalte Wasser.

Er glaubte tiefer und tiefer sinken und unter der Eisdecke verschwinden zu müssen, aber da fühlte er, wie seine Füße Boden fanden, und unwillkürlich griff er mit den Händen umher, um sich zu halten. Seine Finger faßten einen vereisten Ring und hielten ihn krampfhaft fest.

Nein, er konnte nicht sterben, er konnte nicht! ... O, wie gräßlich das war! — —

Er arbeitete sich mit allen Kräften empor: seine Füße traten und seine Arme zogen und zogen, bis er fühlte, daß es gelang.

Seine Hände faßten in den Schnee, und sein Oberkörper lag bereits über dem Rande des Weges.

Er ließ den Ring los, krallte sich mit den blutenden Fingern in den harten Schnee und kroch gänzlich hinauf.

Er war völlig erschöpft. Die letzten Kräfte verließen ihn.

Er schleppte sich zu einer Bank.

Ein unsagbarer Ekel gegen sich selbst erfüllte ihn, größer noch als seine Angst: selbst zum Sterben war er zu feig! ...

Er ließ sich nieder.

Die Kälte schüttelte ihn, und seine nassen Beine erstarrten bis an den Leib hinauf.

Sein Kopf neigte sich vornüber, ein Getöse wie von vielen tausend Menschenstimmen drang an sein Ohr, er verlor das Bewußtsein.

*

Gegen Morgen um die sechste Stunde fanden ihn Bahnhofsarbeiter. — Er lebte. — Man brachte ihn in ein Krankenhaus.

Bis gegen Abend lag er still. Zuweilen begann er zu phantasieren. Er war ohne Bewußtsein, und das Fieber stieg.

In seinen Taschen fand man die Anmeldescheine, die über alles Auskunft gaben. Die Nachricht wurde seiner Wirtin zugesandt.

Die Nacht war ruhig. Er schlief und das Fieber ließ nach. Der Arzt war zufrieden bei der Besichtigung am andern Morgen, sogar erstaunt. Er hoffte, ihn durchzubringen.

Um die erste Nachmittagsstunde kam der Kranke zu einer halben Besinnung und lag mit offenen Augen, ohne zu wissen, wo er war.

*

Zu dieser Zeit wartete sie auf ihn vor seiner Wohnung. Sie war am vorhergehenden Tage zweimal oben gewesen, ohne ihn zu treffen.

Sie wollte ihn sicher haben; sie mußte ihn noch einmal sehen.

Als er nicht kam und nicht kam, ging sie hinauf und traf die alte Frau gerade bereit, ins Krankenhaus zu gehen.

Sie stürzte weg und fuhr sofort hin.

O, wenn er nur noch lebte! — nur noch lebte! —

Eine solche Angst hatte sie noch nie ausgestanden, wie in dieser Stunde.

Es war zufälligerweise Besuchszeit, und sie wurde vorgelassen, da sie angab, sie sei seine Schwester, und der Zustand des Kranken einen flüchtigen Besuch erlaubte. —

Ein Schluchzen wandte seine leeren Augen zu ihr hin, und er erkannte sie. Ein furchtbares Entsetzen ging über seine Züge, und mit qualvollster Anstrengung machte er eine hilflose Bewegung, als wollte er aus dem Bette springen, um vor ihr zu fliehen, während ein angstvoller, röchelnder Schrei, den die Schwäche erstickte, seinem Munde entquoll.

Sie wich entsetzt zurück, und die Schwester eilte herbei und warf sich zwischen sie und das Bett.

Der Kranke verfiel in Raserei und mußte in ein getrenntes Zimmer getragen werden. Dort phantasierte er stundenlang, während das Fieber seine letzten Lebenskräfte verzehrte.

Er sprach fortwährend von einer Sphinx, die ihm überall nachschlich, um ihn zu ermorden . . .

Eben war sie dagewesen . . .

Gleich würde sie wiederkommen! — —

Als es dunkelte, sank er in den Schlummer, der schon der Tod war.

Er kam nicht mehr zur Besinnung.

Um die elfte Stunde herum starb er.

Inhalt des fünften Bandes.

Diese beiden Werke erschienen zuerst Berlin 1893 und 1895. — In Reclams Universal-Bibliothek 1910 unter Nr. 5236—5237 aufgenommen, werden sie in anderen Einzel-Ausgaben nicht mehr erscheinen.

